Dezember 1951



DER MARIENBOTE



Lobgesang

Vom Aufgang bis zum Niedergang
Bring alles frohen Lobgesang
Dem göttlichen Befreier dar,
Den uns Maria heut gebar.

Der ew'ge Schöpfer dieser Welt
Erniedrigt sich zum Knecht und stellt
Als Mensch den Menschen wieder her,
Der ewig sonst verloren wär'.

Bei einer Jungfrau, keusch und rein,
Kehrt Gottes Huld und Gnade ein;
Und sie, die keinen Mann gekannt,
Empfängt das höchste Himmelspfand.

Zum Tempel Gottes eingeweiht,
Trägt sie den Herrn der Herrlichkeit
In ihren unbefleckten Schoß.
O wunderbares Gnadenlos!

Sie hat das Kind ans Licht gebracht,
Das Gabriel vorhergesagt;
Das schon Johannes froh erkannt,
Eh' er des Lebens Licht empfand.

Er wählt die Krippe ohne Scheu
Zum Lager dienet ihm das Heu;
Und der dem Vogel Nahrung schenkt,
Wird selbst als schwaches Kind getränkt.

Hoch freuet sich der Engel Chor,
Laut schallt ihr Lobgesang empor.
Den Herrn und Hirten der Natur
Preist auch der Hirte auf der Flur.

Gekommen ist des Lebens Licht,
Nacht ist entflohn und Tod besiegt.
Kommt, Völker, glaubt dem Freudenwort:
Geboren ist der Menschheit Hort!

Lob sei dir, der Jungfrau Sohn!
Vater, dir auf höchstem Thron!
Du, des Sohn's und Vaters Geist
Sei in Ewigkeit lobpreist.

Hymnus aus dem 5. Jahrhundert

Der Marienbote

Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. Dezember, 1951, North Battleford, Sask. No. 3

Dies und Das

Die heilige Weihnacht Wenn die stille, Heilige Nacht sich auf unsere friedlosen Erdentäler herab senkt, dann ist es, als wenn die Himmel uns grüßten.

Still ist diese Nacht nicht mehr hier auf Erden. Und heilig ist sie nur noch jenen, die an andere Freiheiten, an andere Gerechtigkeiten und an ein anderes Lieben glauben, als die Welt es uns predigt. Hätten wir den Glauben nicht und auch nicht die Hoffnung und die Liebe zu Dem, Der über uns lebt, dann würden wir es garnicht wagen, in den Weih-Nächten unseres Jahrhunderts unsere Weihnachtsglocken zu läuten und die Menschheit an den Frieden von Bethlehem zu erinnern.

Man glaubt ja gar nicht mehr an diesen Frieden. Man hat ihn vergessen. Und sein wunderbares Gebot von der Liebe zu Feind und Verfolger, wenn man davon zu laut reden würde, dann liefe man selbst in christlichen Ländern Gefahr, dunkler Machenschaften angeklagt zu werden.

Advents-Weihnacht müssen wir feiern. Die Finsternis der Gottesvergessenheit um uns herum, das Klagen schuldigen und unschuldigen Blutes, der Jammer einer geknechteten Gerechtigkeit und der Schrei nach Liebe, der aus Millionen zerquälter Herzen sich reißt, alles das klingt wie das alte, erschütternde Sehnsuchtslied der Propheten: Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab!

Er ist da, der Gerechte. Seit fast zweitausend Jahren weilt er schon unter Seinen Menschen.

Wo aber ist Sein Friede? Wo finden wir den Segen Seiner wunderbaren Menschlichkeit, jenen Segen, von dem uns in der Heiligen Nacht die Engel gesungen?

Unter den Menschen weilt er nicht. Mit Haß und zerstörendem Donner durchjagen wir die unglückselige Fülle der Zeit, die heute ihre Tage und ihre Nächte über uns dahingehen läßt. Selbst vor jener Nacht, die wir die Weih-Nacht nennen, machen wir nicht halt. Selbst in jener Nacht kennt unser Haß keine Ruhe, höchstens, daß er für ein paar Stunden in gekünsteltes Schweigen sich hüllt. Sobald aber das mit den Himmeln nichts mehr zu schaffen habende Weihnachtsfest der Menschen vorüber ist, brüllt er wieder auf, mit doppelter Stärke.

Er wird brüllen und er wird sie weiter und tiefer hineinpeitschen, die arme, erlösungsdürftige

Menschheit, in Tage, vor denen die Adventsfinsternis der alten Juden mit all ihrem Jammer fast als Harmlosigkeit bezeichnet werden kann.

Es scheint der von jubelnden Engeln verkündete Weihnachtsfrieden wirklich keine Kraft mehr zu haben. Es scheinen die Menschen doch stärker zu sein als Er, der in Bethlehem erschien, uns einen neuen Tag zu bringen. Denn die Zeitalter, die seit dem wundersamen Ereignis der Gottesgeburt verflossen, haben in steigendem Trotz gezeigt, daß es die Menschen sind, die der Welt Geschicke leiten, nicht das Kind von Bethlehem.

So wäre man zu denken geneigt, wenn man den Glauben nicht hätte – und wenn man Augen und Ohren verschließen könnte vor dem grausigen Bild der Welt von heute und der Welt von morgen, in das uns eben diese Zeitalter menschlichen Geschichtemachens gerissen.

Dieses Bild des Grauens, das gerade ist unser Licht der Hoffnung. Es zeigt uns nämlich, wenn auch mit erschütternder Schrift, wie wahr der Gottessohn gewesen, als Er sprach: „Ohne Mich könnt ihr nichts tun!"

Und wie wahr, wie bitter wahr ist auch das weihnachtliche Engelsingen vom Frieden auf Erden gewesen, vom Frieden, der einer Menschheit versprochen ward, die guten Willens ist!

Es sollte dieser Frieden ja doch nur dort weilen, wo offene Herzen der Gnade Christi harren.

Es hat die Menschheit aber den Wert der Begnadung nicht zu schätzen sich bemüht. Anstatt in der Gnade, hat sie in einem jahrhundertelangen Lebensprozeß ihre Wurzeln immer tiefer und immer klammender in den Boden unserer Erde eingebohrt. Dort wollte sie bleiben, dort wollte sie sich ihr Paradiese bauen, und zwar ganz frei von jeder Belästigung von seiten Gottes oder Satans.

Und so mußte denn unter den Menschen, die die Gnade nicht wollten, jener Tag äußerster Gnadenlosigkeit erscheinen, der heute über uns hereingebrochen.

Ja man ist gnadenlos mit uns!

Es ist dieser Tag der Gnadenlosigkeit genau so gekommen, wie Christus und die Propheten ihn vorausgesagt, mit der ganzen Erbarmungslosigkeit dieser Prophezeiungen.

Wie dieser Tag erscheinen mußte, so wird aber auch jener andere Tag einmal von den Gipfeln der ewigen Berge sein Kommen verkünden, von dem geschrieben steht: „Wir aber warten nach Seinen (Christi) Verheißungen auf einen neuen Himmel und auf eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt."

Noch leuchtet der Stern Gottes hoch über uns. Erst wenn es der Menschheit gelingen sollte, diesen Stern zum Erlöschen zu bringen, erst dann würden wir beginnen, an die Machtlosigkeit der Heiligen Nacht zu glauben. Eher nicht.

So aber erheben wir unsere zerrütteten, sündhaften Herzen empor zu Ihm, neben Den sich schon so viele stolze, falsche Retter gestellt. Sie alle sind gefallen, ohne uns auch nur für Minuten etwas von jener Seligkeit gegeben haben zu können, die des Menschen Seele durchzieht, wenn sie von des Gotteskindes schöner Liebe hört.

Geblieben ist Christus. Geblieben sind uns Seine Verheißungen und geblieben ist uns Sein Wort von der Begnadigung einer Welt, die auf Gott harrt, wie der Acker auf den Regen.

Vor der Gotteskrippe stehen wir und beten. Wie ein Grüßen der Himmel ist uns diese Weihnacht. Wie ein heimliches Rufen: Wir sind noch da, wir guten Mächte des Friedens, der Freude, der Liebe. Und wir werden kommen, wenn unsere Stunde geschlagen. Wachet und betet, noch lebt unser Gott.

Wachen und beten wir, und läuten wir hinaus mit allen Glocken in alle Weiten der tränenvollen Welt die frohe Botschaft der heiligen Nacht:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb' aus Deinem göttlichen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund',
Christus, in Deiner Geburt!"

Das Jahr ist zuende

Das Jahr ist aus. Und der Mensch schaut hinauf zu den ewigen Himmeln: „Kann ich Dir, o Herr, ein „Te Deum" singen? Oder sollte ich mich verbergen in der Wüste der Büßer und dort mit flehend erhobenen Händen zu Dir hinaufrufen: Erbarme Dich meiner, o Gott, nach Deiner großen Barmherzigkeit. Denn meine Missetat erkenne ich, und meine Sünde steht allezeit gegen mich! . . .

„Wir sind irre an uns selbst, o Herr. Als Du es dieses Jahr Frühling werden ließest und Sommer, als wir die Wiesen sahen und die Erntefelder, das lebende Grün der Bäume und die unzähligen Tropfen von Tau an den morgenfrohen Gräsern, als wir das Blühen bewunderten und dem Liede Deiner Stürme lauschten, da kam uns Andacht in die Her-

zen. Wir fühlten und wir staunten, daß alles dieses in den Urtiefen Deiner Schöpferkraft geplant, gedacht, geliebt und beschenkt wird.

„Als wir dann auch noch sahen, wie alle diese Wunder der Schöpfung nichts sind im Vergleich mit dem Großen und Herrlichen, das Deine Gnade in des Menschen Seele wirkt, da warst Du uns der Allheilige und der Allgütige, der immer Schaffende und der immer Wachende, der Hohe und der Tiefe, der Herr unserer Himmel und der Herr unserer Liebe.

„Wie lange aber, o Gott, blieb unser Antlitz Dir zugewandt? Du bist unsere Sonne, und doch liebten wir auch die Nacht mit ihren Reizen. Jene Nacht, die Deine Gegenwart nicht sieht; jene Nacht, wo Du nicht sein kannst, weil Du der Heilige bist. Was wir in der verbergenden Finsternis dieser Nacht getan, das weißt Du, Herr. Vor Deinem Auge gibt es kein Dunkel, alles durchstrahlt Dein Allwissen.

„Wir, Deine Menschen, sind irre an uns selbst. Sündig sind wir und tugendhaft zugleich. Reich im Verlangen nach Dir, und heiß in den Freuden der Schuld.

„Du aber bist doch unsere Sonne. Wir können ja doch keinen einzigen unserer eigenen Wege ganz bis an sein Ende gehen: Immer wieder kommen wir auf Deine Pfade zurück.
Du hältst Treibjagt nach uns und Deine Gnade weiß uns immer zu finden.

„So kommen wir immer wieder zurück, wenn auch zerrissen und zerschunden, so doch mit der alten, unauslöschbaren Liebe zu Dir, die Deine Gnade so geheimnisvoll in uns erhält.

„Darum singen wir Dir doch am Ende des Jahres und durch alle Frühlinge und Sommer und Herbste und Winter, bis zum Ende unere Tage:

„Großer Gott, wir loben Dich!"

– Der Schriftleiter



Ein gnadenreiches

Weihnachtsfest

und Gottes Segen zum Neuen Jahr

wünscht allen Lesern und Freunden

der Marienbote.





Die drei heiligen Messen am Christfest.

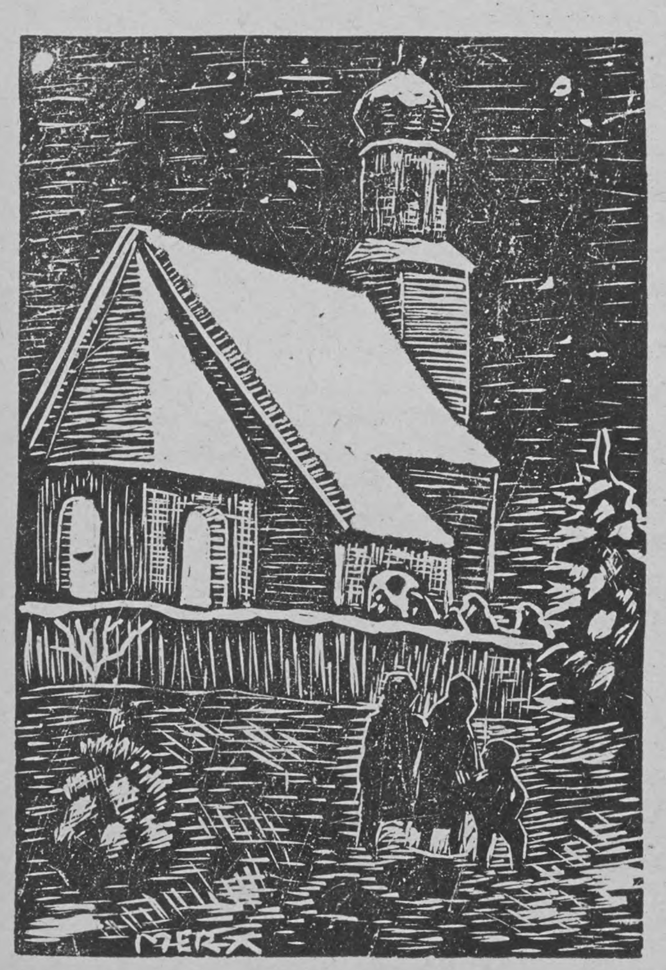
Dreifach ist die Geburt des ewigen Wortes: die erste ist die ewige im Vater; die zweite die in der Menschheit durch Maria, die Jungfrau; die dritte in den Herzen der Gerechten. Diese dreifache Geburt des ewigen Wortes ist es, die die Kirche festhält und deutet in dem Gebrauch, die Priester am Weihnachtsfest drei Messen lesen zu lassen. Die erste Messe wird um Mitternacht gehalten, weil Christus in der Nacht geboren wurde. In ihr wird das Evangelium Luk. 2, 1–14 vorgelesen, wie der Engel des Herrn frommen Hirten auf dem Felde im Lichtglanz erschienen ist und die Botschaft gebracht hat, daß der Heiland geboren sei. Die zweite Messe wird bei anbrechendem Tag gelesen und hierin verkündet, wie die Hirten das Kind mit seiner Mutter in Bethlehem gefunden haben (Luk. 2, 15–20). Die erste Messe heißt das Engelamt, die zweite das Hirtenamt; die dritte, das Hochamt, wird am hellen lichten Tag gelesen und dabei das Evangelium Johannes' vom ewigen Wort, vom Lichte der Welt verkündet (Joh. 1, 1–14).



Advent

Es will Winter werden. Kühl und traurig reihen sich die kurzen Tage. Öde liegen die Fluren, und die Bäume stehen kahl. Aber heimlich — das Auge sieht's nur nicht — steigt schon der Saft in die Stämme und Zweige. Im Verborgenen bereitet sich der kommende Frühling.

Das ist auch die Zeit, in der die Kirche ihr Jahr beginnt. Nicht feierlich und prangend hebt es an, sondern karg und unscheinbar wie der Frühling in winterlicher Zeit. Einfach sind die Gesänge, voll Sehnsucht nach dem Lichte, das da kommen soll, und im bußblauen Gewande erfleht es der Priester am Altar. An Werktagen, vor Sonnenaufgang, dürfen die Gläubigen ihre Hoffnung auf die ersehnte andere Sonne, die sie meinen, sich freudiger vom Herzen singen im Rorate-Amt. Tauet, Himmel, so beginnt es im Gedenken an das „Volk in bangen Nächten", das ist die ganze Menschheit vor der einen Nacht in Bethlehem. Diese viertausend Jahre des Wartens auf die Ankunft Jesu Christi wiederholt die Kirche in den vier Wochen des **Advents.** Weil aber der Herr für uns in Wahrheit schon erschienen ist, so ist alles nur ein heiliges Spiel der Erinnerung, und der Ton der Freude klingt mit ein, daß die Erlösung schon vollbracht und Weihnacht vor der Türe ist. Die Krippe mit dem Kindlein und der Mutter, Hirtenvolk und Engelschar schwebt uns vor. So wäre denn nichts als eitel Freude im Advent und auch der Ernst der Kirche nur ein Spiel?



Nichts weniger als dies. Blättert das Meßbuch auf, was zum ersten Sonntag im Advent dort geschrieben steht. Da liest man noch von einer andern Ankunft Jesu Christi; da ist das Kindlein Herr der Welt, seine Krippe ist der unermeßliche Raum des Alls, kein Lächeln geht mehr über das Angesicht, das gesprochen hat: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. So eröffnet er das Jahr der Kirche und sendet uns, im Ohr den Hall der Posaunen, an seine Krippe und den Lichterbaum. Daß wir die Gnade der Weihnacht nicht verfehlen, wollen wir das erste Blatt des Kirchenjahres nicht überschlagen. Denken wir doch eine Weile nach über jenes Wort: was vergeht und was nicht vergeht.

An alten Domen ist über dem Tor das letzte Gericht zu sehen. Wer da eingeht, hört im Bilde: Alles, was erschaffen ist, wird einmal zu Grunde gehen; dann erscheint der Richter über Gute und Böse. Der du eingehst, wisse, was der Ausgang sein wird. So zeigt die Kirche am Anfang ihres Jahres, damit wir auf dem rechten Wege bleiben, das Ende aller Jahre, aller Dinge aller Zeit.

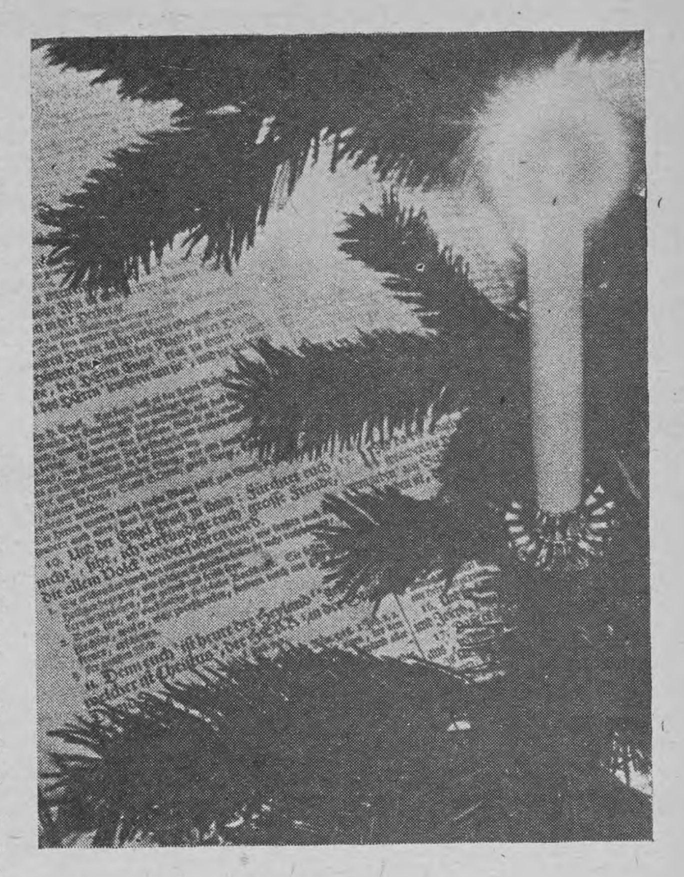
Du hast nachts schon zum Sternenhimmel aufgesehen. Unzählbar glänzen die Lichter, und jedes in den Millionen ist groß wie die Erde und größer. Still und unermeßlich ist die Pracht — wir möch-

Lichtermeer wie heut in einer hellen Nacht vor unserer Türe. Und flögen wir von jenem Stern zum nächsten: es wäre wieder Feuer, Dampf, Urgestein oder auch — wir wissen's nicht — unausdenkbar schönes Land, in dem sich andere schöne Wesen freuen. Und flögen wir zur Sonne: der lohende Brandball schlüge uns zurück. Und flögen wir zum Mond: ödes, totenstilles Felsgelände machte uns erschauern. — Niemand noch hat einen Stern erflogen; dennoch wissen wir, daß alle sich verändern wie die Blumen des Grases. Keiner bleibt wie er ist. Sogar die Sonne wird einmal erlöschen wie das Ende einer Kerze.

Aber unsere Erde? Tief im Boden hat man versteinte Leichen riesiger Tiere ausgegraben, die es heute nicht mehr gibt. In Felsgestein sieht man Pflanzen, Bäume abgedruckt, die heute nirgend mehr wachsen. Vieles, was auf Erden war, ist schon ausgestorben, und es kommt nicht mehr. Die Berge, die heute thronen, werden einmal nicht mehr sein — wie der Schneeball in einer Stunde, so zergehen sie in Jahrmillionen. Das Meer, das heute rauscht, wird vertrocknen. Keine Wiese wird mehr grünen, kein Baum wird stehen und blühen. Kein Vogel wird mehr singen, keine Biene summen. Dann wird auch kein Mensch mehr übrig sein, kein Kind auf dem Schoße der Mutter spielen, kein Pflug mehr über Felder gehen, kein Rauch am Abend aus der Hütte steigen. Alles wird zu Ende sein, tot und still.

Wir bangen und wir fragen: Wenn alles zu Grunde gehen muß, wozu ist dann die Welt erschaffen?

In jedem Jahre gibt es Rosen. Sie kommen, sie blühen, sie welken dahin. Aber wer sie im Sommer nur einmal gesehen, wird sie auch mitten im Winter denken können. In seinem Geiste kann er sie erprangen lassen, sooft er will. Wenn aber alle Menschen, alle Rosen einmal von der Erde weggestorben sind, wer wird dann noch von der Rose wissen? Der Geist, der die Rose seit immer schon in sich weiß — der die Rose sah, noch ehe es Rosen gab auf der Erde, und die Rose noch sehen wird, wenn diese Erde bis auf den letzten Garten und dieser Garten auf das letzte Blatt und Gras erstorben ist: das ist der Geist Gottes. Als er sprach: „Es werde", da begannen seiner ewigen Rose die ebenbildlichen Gepielinnen in der Zeit zu sprießen. Sie blühen seither unzählbar, zerblättern sich und kommen wieder, und immer und überall leuchten und ten Flügel haben und uns in einem Freudenschwung



zu ihr erheben. Und wenn wir einen Stern erflogen hätten, was sähen wir? Vielleicht nur Feuer, Dampf, Nebel; vielleicht auch totes, wüstes Urgestein. Und von diesem einen Stern aus sähen wir jahrtausendfern die andern alle so als grenzenloses duften sie als flüchtige Gleichnisse der einen unverwelklichen Mutterrose im ewigen Geiste.

Die Rose welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

Da ist ein Mensch gestorben und liegt auf seiner Bahre. Rufe ihn bei seinem Namen — er hört nicht. Halt ihm nachts ein Licht vor die Augen — er sieht nicht. Man trägt ihn fort, man legt ihn in die Erde, und die ihn lieb hatten, weinen. Ihnen brennt ein Weh im Herzen: er ist nicht mehr, er ist vergangen... Daß alles doch vergehen muß! Da tritt der Priester ans Grab und spricht: Ego sum — „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird das Leben haben, wenn er auch gestorben ist." Das ist die milde, heilende Botschaft des Glaubens an das

Schluß auf Seite 21



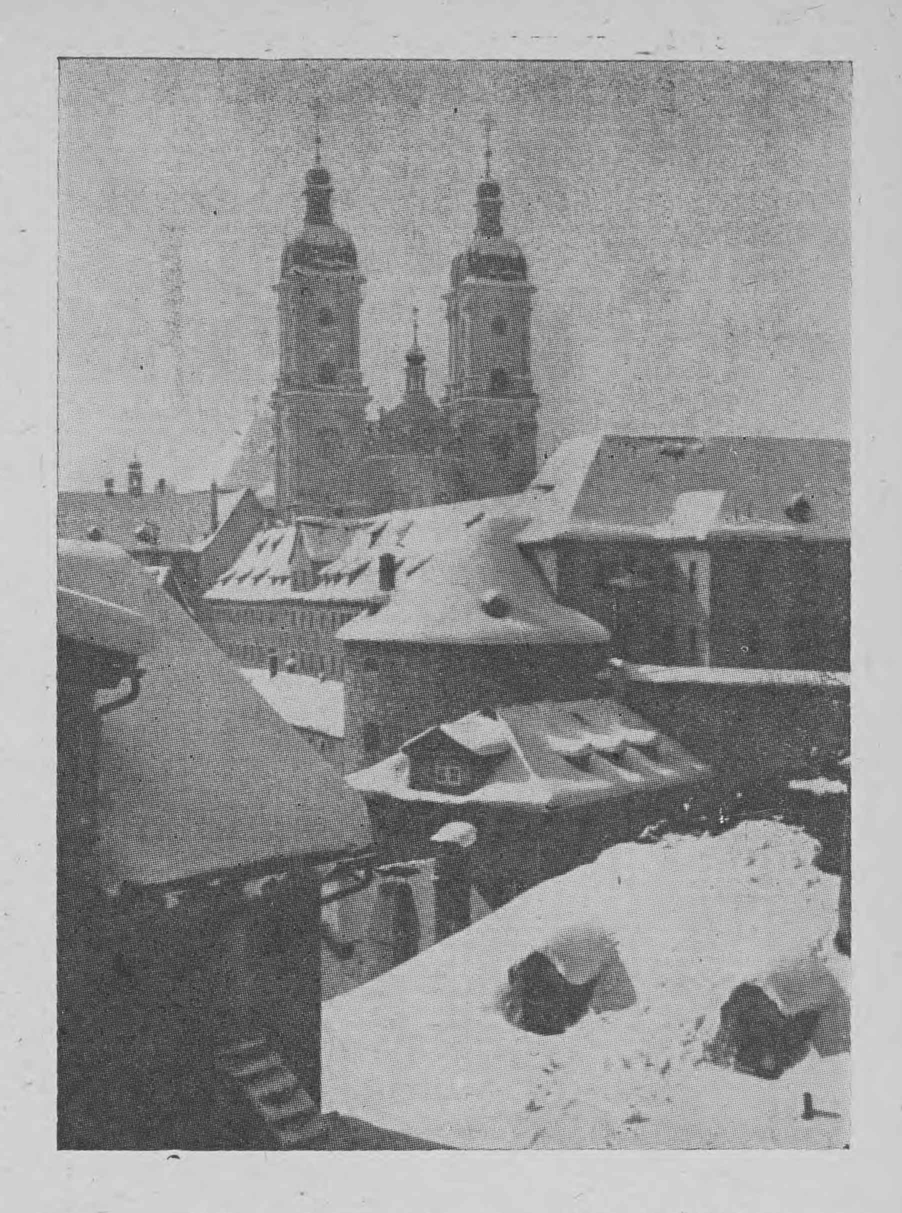
Der Wegmacher

Eine Adventsgeschichte

von Agnes Hartmann

Simon Grubauer hat er geheißen und ein Wegmacher ist er gewesen, fast möcht' ich sagen: sein Leben lang und auf verschiedene Weis'. Er war es schon als kleiner Schulbub, da er versuchte, den kargen Lebensweg seiner Mutter, einer armen Wittfrau, ein wenig gangbarer zu machen, indem er sich beim Bäcker und bei der Milchfrau als Ausgeher verdingte, in aller Herrgottsfrühe aufstand und Brot und Milch von Haus zu Haus trug. Er arbeitete, was und wo er konnte und was er dafür verdiente, brachte er seiner Mutter heim. Und dann war er wieder ihr getreuer Wegmacher, als er in einer Dezember-Nacht merkte, daß die Kraft der Mutter zum Leben nicht mehr reichte. In großer Angst stolperte er durch den tiefen Schnee zum Pfarrer hinunter. Und weil er das Ministrieren verstand, trug er selber die Laterne und das Glöckchen dem Herrgott und dem Pfarrer voran und betete tapfer mit, obwohl ihm ohne Unterlaß die Tränen von den Augen in die Mundwinkel liefen. Die Mutter konnte noch mit klaren Sinnen die letzte Zehrung für den Weg in die Ewigkeit in sich aufnehmen. Nach ihrem Tode kam der Simon zu einem Flickschuster; es ging ihm nicht gut, seine Bubenkraft wurde von den Schusterleuten weidlich ausgenützt. Als Schulentlassener arbeitete er einmal da und einmal dort und schließlich wurde er Wegmacher. Gerade das taugte ihm: den ganzen Tag in des Herrgotts freier Natur zu sein, die Wege sauber zu halten und dabei denken und philosophieren zu können. Er wurde ein wetter- und sonnengebranntes Mannsbild, mit sich und der ganzen Welt zufrieden. Auf einmal spürte er eine Unruhe in sich, er bekam plötzlich Sehnsucht nach einem eigenen Heim und eine große Lieb' zu einer armen Magd. Sie heirateten und bauten sich mit viel Fleiß und ebensoviel Frohsinn ein einfaches, aber doch behagliches Nest. Und dann geschah es, daß über das eine oder andere Jahr ein kleines Buberl oder ein Dirnerl in diesem Nest, heißt halt, in einem Waschkorb lag und kräftig in die Welt hineinschrie. Das gab nach und nach so ein Gewurrl in der Wegmacherhütt'n! Aber es war nicht so, daß Vater Simon oder Mutter Kathrin ob dieses reichlichen Nachwuchses verdrossen oder versorgt gewesen wären, – oh nein! Für sie war jedes Kindl ein Seelchen aus dem Himmel, vom lieben Gott ihnen geschenkt, damit sie sie allsamt gut behüten sollten. Als das zehnte Wuzerl im Waschkorb strampelte, packte den Vater Simon etwas wie Größenwahn. Jedes seiner zehn Kinder sollte, wenn es einmal groß sein und seinen Weg ins Leben gehen würde, von ihm einige hundert Mark mit auf den Weg bekommen. Dieser Plan war einfach unerhört für einen doch eigentlich armen Wegmachersmann. Es hieß unheimlich sparen! Und das wollte er auch also gleich beginnen. Kein Tropfen Bier sollte mehr über seine Lippen kommen

und kein Räuchlein Tabak mehr in seine Nase steigen. Und tatsächlich, Vater Simon brachte dieses Verzichten zuwege, – oh, es fiel ihm manchmal gar nicht so leicht. Aber er dachte an seine Kinder und legte Scherflein zu Scherflein. Doch einmal kam ein Tag, an dem es schien, als sollte des Wegmachers Sparplan, das heißt, der Zweck seines Planes über den Haufen geworfen werden.



Es war an einem Sonntagmorgen im Advent. Vater Simon und sein ältester Sohn, auch ein Simmerl und seit über einem Jahr Lehrbub in einer Tischlerwerkstätte, waren auf dem Weg zum Engelamt. Sie gingen schweigend neben einander her. Der Bub wälzte ein schweres Problem, man merkte es ihm an, und der Vater sinnierte beinahe in den Himmel hinein. Er verstand es so prächtig, zu denken und er hatte viel Zeit zum Denken, – das machte ja sein armes Wegmacherleben so reich. Und was immer er dachte, mitten drinnen liefen seine Gedanken zu Gott, wie treue Hündlein zu ihrem Herrn. Besonders eifrig taten sie das in den Tagen des Advents. Vater Simon kannte die Gebote der Kirche und wußte die Worte des heiligen Johannes im Evangelium jenes Sonntags: „... Bereitet den Weg des Herrn! ... Was krumm ist, soll gerade, was uneben, soll ebener Weg werden!“ Nun, über diese Worte konnte man wohl nachdenken. Ohne es zu wissen, hatte er sie laut vor sich hingesprochen. Er wurde ein wenig verlegen, doch sein Sohn fragte und störte ihn nicht (er war Holz von seinem Holz!). Er dachte: eigentlich könnte der Vater auch ein Rufer in der Wüste, vielmehr auf der Landstraße sein! Und er hielt den Augenblick für gekommen, jetzt mit dem Vater über das zu reden, was ihm so drängend auf der Seele lag. „Du, Vater, ich möcht' dir was sag'n!“ „Hm?“ „Vater, ich möcht' ein Priester werden, – am liebsten ein Missionar!“

Der Vater blieb ruckartig stehen. Voll Staunen betrachtete er seinen Sohn. Nach einer langen Weile sagte er: „Bub, der Herrgott allein weiß, wie mich das freuen tät': eines von **meinen** Kindern in **Seinem** Dienst! Aber, Simmerl, du hast noch neun Geschwister, die alle haben das gleiche Recht an mich. – Ich spar' ja ohnehin was ich kann, aber **das** derpack' ich net!“ Zum ersten Mal in seinem Leben empfand der Wegmacher Simon es hart, daß er arm war. Und zum ersten Mal in seinem Leben geschah es, daß ein Engelamt ihn nicht völlig einfing; es berührte ihn sozusagen nur an der Außenseite seiner Seele. Und doch redete er unaufhörlich mit Gott. Zwar kam ihm sein Reden wie ein armseliges Gestam-

mel vor und er schämte sich. Doch am Ende des Gottesdienstes wußte er, was er tun sollte, – er ging mit seinem Sohn zum Pfarrer. Der freute sich mächtig. „Grubauer, ich wüßt' mir keinen Buben im ganzen Ort, der besser zum Priester taugte als der deinige. Er hat ein Herz voll Frömmigkeit und voll Fröhlichkeit, grad so die richtige Mischung. Und gescheit ist er auch! Erkraften kannst du's allein nicht, das ist klar. Aber schließlich bin ich und ist die Missionsschule in O. auch noch da. Wenn es dir recht ist, frag' ich noch heut' beim Pater Rektor an, ob dein Simmerl einen Freiplatz bekommen könnt. – Freilich, Opfer wird es trotzdem noch für dich kosten. Denn ich kann mir denken, wie du jetzt schon immer damit gerechnet hast, daß dein Ältester bald selber verdienen und daheim finanziell mithelfen kann. Tät'st es ja notwendig brauchen! – Aber, weißt, Grubauer, ich mein' halt, wenn der Herrgott ruft, sollst du deinem Buben den Weg zu ihm nicht versperren, – bist doch ein Wegmacher, – oder!?"

Der junge Simon Grubauer kam also in die Missionsschule. Weil er viel nachzuholen hatte, studierte er, daß ihm der Kopf rauchte; und blieb trotzdem der allzeit lustige, offenherzige Wegmacherbub, den jeder im Seminar gern hatte, angefangen vom Pater Rektor bis hinunter zum Bruder Pförtner, die sämtlichen Studenten miteingeschlossen.

Und der Vater Simon? Der Lebenskünstler von Gottes Gnaden? Der in seiner großen Gutheit mehr als einmal Unmöglich-Scheinendes möglich machte?

Wahrhaftig, ja, er sparte noch mehr! Denn sein Sohn Simmerl, der „Pfarrerlehrbub", wie er ihn scherzhafterweise nannte, sollte nicht die ganze Studienzeit mit leeren Hosentaschen verbringen. Und außerdem, der Wegmacher Simon setzte seinen Stolz darein, zur Ausbildung seines Sohnes auch etwas beizusteuern. Darum schickte er ihm allmonatlich ein bestimmtes Sümmchen. Dafür kam daheim kein Bröcklein Fleisch mehr auf den Tisch, auch an den Sonntagen nicht. Mutter Kathrin protestierte: der „Vata", der sich die ganze Woche hindurch abrakkere, müsse etwas Kräftiges zu essen haben! Vater Simon aber lachte: „Mußt halt den Hennen gut zureden, Mutter, daß sie mehr Eier legen, – die sind auch nahrhaft!"

Ein Jahr schlug sich zum andern. Die Wegmachers Kinder wuchsen heran, die älteren waren bereits flügge und der Vater half ihnen in ihre Selbständigkeit hinein. Auch darauf war er stolz. Manch einer im Ort mag sich ja gedacht haben, der Grubauer Simon sei doch ein armseliger, dummer Hascher! Weil er vom Leben nichts habe als einen Haufen Kinder und ebensoviele Sorgen; sich selber aber gönne er nichts, – nicht ein Funzerl Freud'! – Hm, wer so gedacht hat, der hat den Grubauer Simon und die echte Freude nicht gekannt. Dann hat er auch nicht bedacht oder nicht bedenken wollen, daß zum Beispiel die Feier des Ersten heiligen Meßopfers seines Sohnes Simon, ja allein schon die Erwartung dieses heiligschönen Tages, alle Entbehrungen reichlich aufgewogen und das arme Leben von Vater und Mutter Grubauer wunderbar vergoldet hat. Mit Niemanden hätten sie in jener Stunde tauschen mö-

---

Advent

Die Blume fällt, das Gras verdorrt, doch ewig fest bleibt Gottes Wort.

Der Herr ist treu, es kommt sein Reich; ihr Völker hört's und tröstet euch!

Die Stimme ruft, die Wüste schallt: Macht ebnes Feld aus Berg und Wald!

Steht auf und schafft die Wege rein; was krumm ist, soll gerade sein!

Das Heil ist nah, erfüllt die Zeit, es kommt der Herr der Herrlichkeit.

Seht euren Gott! Er kommt mit Macht, sein Arm ist stark, hold seine Pracht.

Der König ist's, der wie ein Hirt, die Herde sehn und weiden wird!

Die Lämmlein hebt er auf den Schoß und macht die Mütter sorgenlos.

Die Wüste taut, es blüht der Wald, aus Tal und Höhn die Botschaft schallt:

Den Menschen Heil und Fried' und Freud', dem Herrn Lobpreis in Ewigkeit!

gen, da ihr Sohn, der Priester, der Neugeweihte, zum ersten Mal die geheimnisvollen Wandlungsworte sprach und den Sohn Gottes vom Himmel herab auf die Erde zog; da er – o, unirdisch seliger Augenblick! – den Vater, der Mutter, den Geschwistern den Leib des Herrn auf die Lippen legte. Nein, mit keinem Menschen hätten die Eltern Grubauer in jener Stunde fleckenlosen, weltweiten und himmelnahen Glückes tauschen mögen!

Es war eine eigenartige Fügung im Leben des Wegemachers Grubauer: wenn ihm Liebes oder Leides widerfuhr, geschah es in den Wochen des Advents. Die Primizfeier seines Sohnes fiel in diese Zeit und auch der Abschied vom ihm. Denn nur ein paar Tage, ein paar köstliche Tage, konnte der Sohn bei den Eltern bleiben, dann mußte er weit fort, hinunter ins schwärzeste Afrika, – er war ja Missionar.



Der kalte Wind

Der Wind auf leeren Straßen
Streckt aus die Flügel sein,
Streicht hin gar scharf ohn' Maßen
Zu Bethlems Krippe ein;
Er brummet hin und wieder,
Der fliegende Winterbot',
Greift an die Gleich' und Glieder
Dem menschgewordnen Gott.
Ach, ach, laß ab vom Brausen,
Laß ab, du schnöder Wind;
Laß ab vom kalten Sausen
Und von dem schönen Kind!
Vielmehr du deine Schwingen
Zerschlag im wilden Meer,
Allda magst satt dich ringen,
Kehr nur nicht wieder her. —

Friedrich v. Spee

Der Abschied tat den Eltern weh und die Augen wurden naß. Der Priestersohn segnete seine Eltern und die Eltern segneten ihn. Sie taten es, wie sie es bei ihren Kindern zu tun gewohnt waren: sie zeichneten ihm ein Kreuzlein auf die Stirn und Mund und Brust. „Simon, der Herrgott geh' mit dir! und: „Vater, Mutter, der Herrgott vergelt's euch!" Das waren die letzten Worte, die sie miteinander sprachen. Vater und Mutter schauten dem Sohne nach, bis sie von ihm und schließlich auch vom Zug nichts mehr sahen. Und dann gingen sie heim, still, sehr still. Mutter Kathrin weinte leise in sich hinein; es war nur gut, daß daheim hunderterlei Pflichten auf sie warteten. Der Vater aber machte dem Herrgott noch einen Besuch; er hatte viel zu danken. Er kniete sich in die erste Bank und vergrub den Kopf in beide Hände. Er erinnerte sich genau jenes Sonntagmorgens im Advent, da ihn die Worte des hl. Johannes: ... „Bereitet den Weg des Herrn;" so sehr beschäftigten, da er sie laut vor sich hingesprochen hatte. Fast zur selben Minute gestand sein Sohn, daß er Priester werden möchte. Vater Simon ließ sich's nicht nehmen: zwischen diesem Wunsch und jenen Worten mußte eine Verbindung bestanden haben. Als hätte der Herrgott gerade in dieser Minute ihn, den Vater Simon, aufgefordert: „Gieb mir deinen Sohn, daß er meinem Sohn den Weg bereite!" – War dies nicht Grund genug, zu danken und sich zu freuen, auch wenn der Schmerz noch tief im Herzen saß?

* * *

Das nun ist die Geschichte des Wegmachers Simon Grubauer. Oft und oft muß ich an ihn denken und dann kommt mir jedesmal in den Sinn, daß das Leben dieses Mannes doch ein immerwährender Advent gewesen war. – Er muß schon längst gestorben sein. Ich würde mich nicht wundern, wenn sein Sterben auch in den Advent gefallen wäre. Und ich könnte mir vorstellen, daß der Herrgott ihn in seiner letzten Stunde an der Hand, an der schwieligen, rissigen, abgearbeiteten Wegmacherhand, genommen und gesagt hat: „Du guter und getreuer Knecht, geh' ein in die Freuden deines Herrn!" Da hat der Simon Grubauer dann ewige Weihnachten feiern können.

* * *

Groß kann man sich im Glück,
Erhaben nur im Unglück zeigen.



Aus dem Chorgebet der heiligen Nacht



Eine Stunde vor Mitternacht. Es ist die heilige Nacht. Mit dem Glockenschlage bewegt sich der Zug der Geistlichkeit aus der Sakristei zum hohen Chore. Nachdem in dem alten Chorgestühl jeder seinen Platz eingenommen, ein stilles Gebet; dann erhebt der dienstleitende Priester seine Stimme und singt in getragenem Tone die demütige Bitte: Domine, labia mea aperies – „Herr, öffne meine Lippen." Die gottbereite Antwort des Chores: „Und mein Mund wird dein Lob verkünden", schallt ihm entgegen. Wie ermutigt zu größerem Gottvertrauen drängt sich in der weiteren Bitte um göttliche Gnadenhilfe die Melodie in die einfache Rezitation: Deus, in adiutorium meum intende – „Herr, achte auf meine Hilfe!" Antwort des Chores: „Herr, eile, mir zu helfen!" Wer Gott um solche Gnaden bittet, darf der Erhörung gewiß sein. Deswegen erschallt der Dank dem dreieinigen Gott in dem Gloria Patri des Chores und dem freudigen Alleluja hinauf zum Himmel, hinaus in die heilige Nacht.



Diese Einleitung hat zwar jede kirchliche Gebetsstunde; aber in dieser nächtlichen Stunde dringt sie aus der tiefsten Seele der Kirche empor, ruft mit größerer Innigkeit um die göttliche Erleuchtung und Kraft der Begeisterung, das hochheilige Geheimnis der Weihnacht würdig, bedächtig und fromm zu preisen. Dieses heilige Geheimnis, das Thema dieser mitternächtlichen Stunde: Christus natus est nobis, venite adoremus! – „Christus ist uns geboren; kommet, wir wollen ihn anbeten!" verkünden zwei Kleriker in der Mitte des Chores. In freudiger Zustimmung wiederholt die gesamte Geistlichkeit diese frohe Botschaft mit ihrer heiligen Bereitwilligkeit zur Anbetung des Kindes, ebenso nach jedem Doppelverse des nun folgenden Psalmes 94. Dieser, ein Ausdruck jubelnder Festfreude, fordert auf zum Lobe und zur Anbetung Gottes, zu heiliger Unterwürfigkeit unter den Allgewaltigen, Gütigen, und warnt eindringlich vor der Herzenshärte aller derer, die trotz der Liebe und Güte unseres Gottes wie irrende Schafe seine Wege nicht kennen oder nicht kennen wollen. Der hervorragenste Beweis aber der Liebe Gottes zu uns Menschen ist darin gegeben, daß er seinen Eingeborenen dahingab, daß, wer immer an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.

Das Thema der heiligen Nacht: „Christus ist uns geboren", beleuchtet sonnengleich die Worte des alttestamentlichen Kultliedes. Christus, der Gesalbte des Herrn, der Strahl der Herrlichkeit Gottes, sitzet zur Rechten der Majestät in der Höhe, dem der Vater alle Gewalt gegeben, ist sichtbar zu uns herabgestiegen. „Kommet also", so rufen in jubilierender Melodienfolge die Vorsänger mit den Worten des 94. Psalmes ihren geistlichen Brüdern und allen Christen zu, „wir wollen in dankbarer

Freude gegen unsern Herrn frohlocken, wir wollen entgegenjubeln unserem Gott und Heiland, dem Kindlein in der Krippe. Wir wollen uns eilen, mit Lobpreis und jauchzenden Psalmen vor sein Angesicht zu treten (in das die Englein zu schauen gelüstet).

„Ja, Christus ist uns geboren, kommet, wir wollen ihn anbeten!" bekennt der Chor in festem Glauben und heiligem Willen.

Die Vorsänger: „Ist doch der Herr ein großer Gott (trotz der unscheinbaren menschlichen Gestalt), ein großer König über alle Götter, der nicht verstößt sein Volk (er ist ja heute gekommen, es zu erlösen); in seiner (zarten Kindes-) Hand sind der Erde Grenzen, und auf die Bergesgipfel (die kein Menschenfuß betreten) schaut (vom Himmel herab) sein Auge."

Der Chor: „Lasset uns anbeten!"

Die Vorsänger: „Sein Eigen ist das Meer, er hat's ja geschaffen, wie auch das Festland, das gebildet seine Hände: Kommet, lasset uns anbeten und niederfallen vor Gott (alles fällt vor dem Gotteskinde in die Kniee), lasset uns weinen (vor Freude und Reue) vor dem Herrn, der auch uns geschaffen, weil er unser Herr, unser Gott ist, wir aber (durch die gnadenreiche Menschwerdung) sein Volk und die Schäflein seiner Weide."

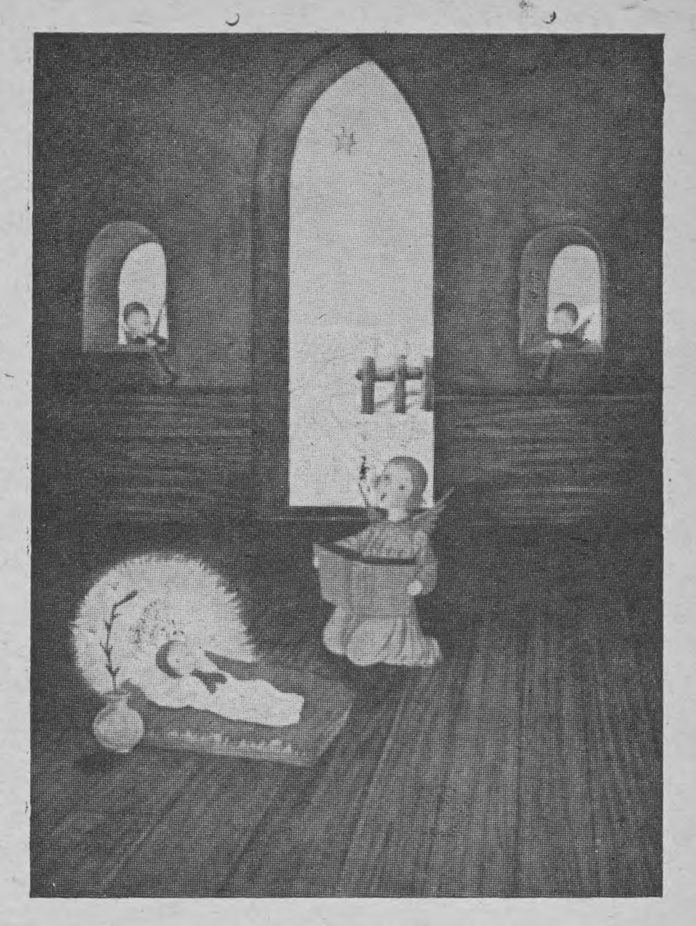
Der Chor: „Christus (der gute Hirt) ist uns geboren, kommet, wir wollen ihn anbeten!"

Die Vorsänger: „Heute (an diesem Gnadentage spricht er auch zu euern Seelen), wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet doch eure Herzen nicht, wie am Tage der Versuchung in der Wüste eure Väter mich versucht, die doch mit eigenen Augen geschaut die Wundertaten ihrer Errettung durch meine Hand."

Der Chor: „Wir (aber) wollen ihn anbeten (gläubig ihm uns unterwerfen)!"

Die Vorsänger: „Durch vierzig Jahre (Wanderns in der Wüste) war ich (führend und schützend) bei diesem Geschlechte, und trotzdem mußte ich über sie das Urteil fällen: Beständig geht irre ihr Herz, sie achten nicht meine Heils- und Friedenswege; darum schwur ich ihnen in meinem Zorne: „Wahrlich, nicht sollen sie eingehen in meine Ruhe (in das Gelobte Land)."

Das Urteil über die fleischlich gesinnten Kinder Israels in der Wüste möge uns Christen ein warnendes Beispiel sein, die gnadenreiche Weihnachtszeit nicht an verhärteten Herzen vorbeiziehen zu



lassen, sondern noch „heute", wo der Erlöser nicht als drohender Richter, sondern als liebespendendes Kind vor uns auf dem Krippenthrone liegt, wollen wir unter dem Sonnenglanz seiner Liebe die erstarrten Herzen erweichen lassen und mit dem Chore und der ganzen heiligen Kirche singen: Christus ... ist geboren ... für uns! Kommet! ... Auch wir wollen ihn anbeten. Anbeten ihn mit dem Vater und dem Heiligen Geist, den dreieinigen Gott, mit dessen Lob die Vorsänger den Psalm beschließen, während der Chor in zweifacher Wiederholung zur Anbetung des Gotteskindes auffordert, zur Betrachtung des süßen, trostreichen Weihnachtsgeheimnisses: „Christus (unser Gottkönig, unser Hoherpriester, unser Lehrer) ist geboren; kommet also, ihm zu huldigen durch Unterwerfung und Anbetung."

Pfarrer Dr. Eismann.

* * *

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

* * *

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

Schluß.

Dankbarer Rückblick.

Sechs Monate in der alten Heimat waren mir gegeben worden. Mit freudiger Erwartung wurde ihnen entgegen geschaut. Mit Frohlocken wurden sie angetreten, mit Jubel verlebt. Und wie schnell gingen sie dahin! Immer schneller jagten sich die Tage und Stunden. Man war halt die ganze Zeit über schwer in Anspruch genommen. Alles rollte sich ab wie unter dem Druck eines Programmes mit zahllosen Einzelheiten. Schließlich kam der letzte Punkt und eher als man sich versah war alles vorbei.

Man packte den Koffer ohne Bedauern; denn man geht gerne wieder nach Amerika zurück. Es ist nicht mehr wie vor 300 Jahren, als die ersten Einwanderer in Quebec gelandet sind und unter Tränen und Seufzern ihr Pionierleben begannen. Drei Jahrhunderte haben diese Anfänge weiter entfaltet und ganz gewaltige Kulturschätze aufgehäuft, eine Entwickelung, die weder von Kriegen noch Erdbeben ernstlich unterbrochen worden ist. So freute man sich nach New York zurück zu kommen und nach Montreal und Winnipeg und zuletzt auf die große, weite Prairie, die immer mehr in den Strom der neuesten Errungenschaften hineingezogen wird. Menschen, die auf ihr groß geworden sind, sind in sie verliebt. Sie ist wie ein Meer, sagt man; wen es mal verschluckt hat, den gibt es nicht wieder her. An ein Verbleiben im alten Land dachte man einfach nicht; die Rückfahrkarte hatte man schon vom ersten Tag in der Tasche. Acht Jahre hatte es einmal gedauert, um nach der Auswanderung im neuen Erdteil Wurzel zu schlagen und mich an den neuen Kulturkreis mit all seinen Besonderheiten in Verwaltung, Schule, Religion und Presse zu gewöhnen. Es würde gewiß wieder so lange dauern um sich in die jüngsten Verhältnisse Europa's zurückzufinden. So wählte man den besseren Teil: man machte sich wieder auf den Weg.

Die Rückreise gab einem die Gelegenheit die ganze Erholungszeit mit ihren köstlichen Erlebnissen noch einmal ruhevoll zu überdenken. Wie schön ist doch das Meer mit seinen Geheimnissen! Mit all den Kreaturen, die sich frisch-fröhlich in seinen tiefeen Fluten tummeln! Im Hafen von Gibraltar ließen sich glitzernde Delphine mit unserm Dampfer auf einen Wettlauf ein und sie zogen beileibe nicht den Kürzeren. Wie lieblich ist das Rheinische Land, das Siebengebirge, der Taunus, das Sauerland; der Westerwald im Frühlingsgeschmeide. Auf dem Hauptbahnhof in Lüttich (Belgien) fesselte mich im Wartesaal die ununterbrochene Ansammlung und Wanderung von Menschen zu den Zügen. Es kam mir vor, als wenn ein Strom von Eismassen eingedämmt wird; die Wasser stauen sich, durchbrechen ihre Fesseln und rollen in mächtigem Gewoge dem Tale zu. Wie herrlich ist Italien! Wie lieblich die Schweiz! Landschaftlich und klimatisch ballt das kleine Ländchen die schroffsten Gegensätze in sich zusammen. Von Basel bis Lucern war es regnerisch und kühl. Das Hochgebirge am Vierwaldstätter See strahlte im Sonnenglanz. Die Eisenbahn klettert in Spiralen zum Sankt Bernhard hinauf; von dort geht es nach Lucano in die Poebene hinab. Ein Lehrer im Abteil erklärte mir alles und lenkte meine Aufmerksamkeit auf die schneebedeckten Bergkuppen, die Sturzbäche, die Kabelstränge der Hochbahnen, die Geschichtsdenkmäler rechts und links. (Rütli mit Schillersäule, die Burgen der Bergvögte). Welch wunderbare Szenerie! Einzelne Teile der Gebirgsgegend können nur den allerschönsten Flecken im Felsengebirge verglichen werden. Welch liebliche Gaue voll saftiger Wiesen und prächtiger Holzhäuser und alles von fast ewigem Frieden umträumt. Dann die altberühmte Verkehrsstraßen zum St. Bernhardsberg hinauf mit seinen Mönchen und Samariterhunden. Am Vierwaldstätter



Mit Gott so wollen wir singen
Von Maria und ihrem Kinde.
Alleluja!
Gelobt sei Gott und Maria!

Im Himmel stehn edler Rosen drei,
Sie stehn gar hoch auf einem Zweig.
Alleluja!
Gelobt sei Gott und Maria!

Wann ausging Unsre Liebe Fraun,
Göttliche Dinge wollte sie beschaun.
Alleluja!
Gelobt sei Gott und Maria!

Sie ging wohl in ihr Kämmerlein
Und betet in ihrem Büchelein.
Alleluja!
Gelobt sei Gott und Maria!

Sie las in ihrem Büchelein
Wer Gottes Mutter sollte sein.
Alleluja!
Gelobt sei Gott und Maria!

* * *

See spielt die Geschichte von Wilhelm Tell. Kein Wunder, daß Schiller sich hier zur dichterischen Verewigung der eidgenossischen Freiheitsliebe angetrieben fühlte. Sein Schauspiel wird von einigen Dörfern ohne Unterlaß auf Freiheitsbühnen aufgeführt. Der Geist jener Freiheitshelden lebt im ganzen Volke weiter. In jenen Stunden wurde mir klar: Wenn je der Russe in seinem Drang nach Weltherrschaft dieses Ländchen überrennen sollte, würden seine Bewohner ohne Zaudern zu den Waffen greifen. Dessen versicherte mich mein Lehrer und nicht minder die Landwehrleute, die in Felduniform und mit voller Bewaffnung zu einer militärischen Übung sich begaben. Schon jetzt wieder werden in allen Kantonen Mundvorräte aufgestappelt, um für irgendwelche Notwehrmaßnahmen gerüstet zu sein.

In New York fügten sich neue Eindrücke zu all dem Erlebten. Ich benutzte den kurzen Aufenthalt, um die 5te Avenue hinunter zur Sankt Patricks-Kirche zu wandern. Rechts und links die berühmten Läden, wo Glas und Diamanten, Billigstes und Allerkostbarstes in den Schaufenstern sich spreizen. Inmitten all der Weltlichkeit türmt sich die Kathedrale. Man fühlt sich in ihr nicht nur zum Schauen sondern auch zum innigen Beten angeregt. In ihr vermählen sich irdischer Glanz und himmlische Größe. Beide reichen sich zum Sursum corda die Hände.

Der Nachtzug von Samstag auf Sonntag brachte uns nach Montreal. Es war 8 Uhr morgens, als wir in der größten Stadt Kanada's anlangten. Es gab uns die willkommene Gelegenheit einige Stunden auf dem Mount Royal zu verbringen.

Bei meinem ersten Besuch vor 24 Jahren war Bruder Andreas noch am Leben. Er saß damals in seiner Holzbaracke und lauschte unermüdlich den Anliegen, die eine unabsehbare Kette von Pilgern ihm in die Ohren wisperten. Im Jahre 1937 ist er gestorben. Aber alles am Wallfahrtsort erinnert noch an ihn. Sein Grab; das erste St. Josephs Kapellchen mit des Bruder's Wohnung und Schlafzimmer über dem Eingang; sein Büro, wo er in Massen die Kranken heilte; seine Bilder und Lebensbeschreibungen, die man als Andenken sich erwerben kann; das stattliche Oratorium mit der Josephs-Statue hinter dem Hochaltar. Hier wird vorläufig der Gottesdienst gehalten. Die anliegenden Wandelgänge mit ihren marmornen Dankestafeln und ihrer eindrucksvollen Reliquienausstellung verkünden mit Macht die Fürbittgewalt des Pflegevaters Christi. Wer kann sie zählen, all die faustdick besohlten Schuhe, die Stöcke, Krücken und Prothesen, die hier nach wunderbarer Genesung von den Geheilten jubelnd zurückgelassen werden. Die herrliche Basilika mit ihren mächtigen Ausmaßen steht im Rohbau da wie aus einem Stück gegossen. Sie grüßt mit ihrer stolzen Kuppel über Stadt und Lorenz-Strom hinweg ins weite Land und wartet auf den Tag ihrer feierlichen Einweihung.

Zwei Dinge in der wunderbaren Anlage bringen dich immer wieder zum Erstaunen. Das eine ist die endlose Flucht der Treppen vom weiten Vorplatz zum Heiligtum hinauf. Bruder Andreas muß vom Kolleg drunten oftmals voll Sehnsucht hinauf ge-

schaut haben, als er gegen schier unüberwindliche Hindernisse um den Besitz des Bergmassives rang. Die geweihte Medaille seines großen Schutzpatrons, die er heimlich unter der Rinde eines da stehenden Baumes verbarg, brachte es in seine Hand. Wie gut, daß Aufzüge und escalators den älteren Leuten das Hinaufsteigen erleichtern!

Im Innern des Schreines sind es die zahllosen Lichter, die dich in Erstaunen setzen. Überall in den Bögen, Nischen und an den Seiten entlang, verkünden ihre Flammenzungen die Anhänglichkeit des Volkes zum heiligen Joseph. Glücklicherweise sind es keine Kerzen wie in der Erscheinungsgrotte in Lourdes. Dort schwelen sie unaufhörlich ihren Rauch empor und verwandeln die Felsenwände in eine unerquickliche Räucherkammer. In Montreal sind es kleine und große Wachsgläser nach Art des ewigen Lichtes. Teilweise sind sie in überraschender Massengruppierung zu weißen und gelben Schriftfeldern zusammengestellt. In einem See roten Glanzes atmen sie ihr Ora pro nobis zum Himmel empor. Der Betrieb kommt in feiner Weise dem Tatendrang der Gläubigen entgegen und verdeckt zugleich ganz vornehm das Geschäftsmäßige darin. Etwas Geschäft muß ja schließlich miteinbezogen werden, denn das Unternehmen ist noch längst nicht vollendet. Es wird noch Tausende von Dollars zu seiner Fertigstellung benötigen. Einige wenige Plakate in englischer und französischer Sprache mahnen zu Beiträgen. Unaufdringlich fragen sie: Hast du dir deinen Baustein schon ausgesucht?

Auf dem Mont Royal kann man betrachten. Die ganze Umgebung trägt dazu bei. Die Entzückende Landschaft; der Strom der frommen Gottsucher; die mystische Atmosphäre. An der Hinterwand des Oratoriums reckt sich die lebensgroße Statue der Gr. hl. Theresia von Spanien, die dem Besucher ein blutrot-flammendes Herz entgegenhält. Ihr gegenüber auf der andern Seite geistert die abgehärmte Gestalt des Armen von Assisi mit den Wundmalen in seinen Gliedern. Die Gebetsstimmung wird erhöht durch das große Geheimnis im Leben des heiligen Joseph und des seligen Bruders Andreas. Man mag es in den Worten des heiligen Paulus zusammenfassen: „Das was nichts ist, hat Gott erwählt, um das Stolze zu beschämen." Gottes Maßstäbe sind radikal verschieden von denjenigen der Welt. Diese Tatsache wird eingedrillt durch alles was steht und kniet und glüht und flammt und emporragt auf dem Mont Royal.

Das Geheimniß von Gottes Gnadenwahl auf der einen Seite und von der Vollkommenheit betender, duldender und opfernder Liebe auf der andern wird in jenen zwei einfach-demütigen Dienern des Gottessohnes dargestellt und der Menschheit eindringlichst zur Nachahmung vorgehalten.

Von Montreal ging es dem Westen zu. Immer wieder fand sich eine gemütliche Reisegesellschaft zusammen. Mutter und Kind von Ottawa, mit Verwandten und Bekannten in Saskatchewan. Ein junger, freundlicher Oberleutnant von S. Hyacinth auf der Reise zur Militärschule in Manitoba. Ein strebsamer Polizeikandidat auf der Fahrt zur Weiterbildung in Regina. Man wurde des Erzählens nicht müde. Denn dem Menschen des Ostens ist die Prärie des Westens ein fast unbekanntes Märchenland. Genaue Einzelheiten über Leben und Treiben ihrer Bewohner saugt er mit lebhafter Genugtuung ein. Wurde nicht geredet, dann sank man wie von selber in den Strom der Erinnerungen hinab. Die endlosen Wälder Ontarios riefen dem Gedächtnis den Baumreichtum der alten Heimat zurück. Die vielen Flüsse und Sümpfe an der Bahn entlang zauberten das Murmeln der Quellen Westdeutschlands vor die Seele. Der Ontario-See spiegelte die schier unbegrenzte Wasserfläche des Atlantischen Ozeans wieder. Möven umflatterten streckenweise mit stolzem Flügelschlag den Zug wie die Schiffe in den Häfen und suchten hier wie dort einen guten Bissen zu erhaschen. Immer wieder mußte ich durchs Fenster das abwechslungsfrohe Landschaftsbild bestaunen. Immer wieder geriet die Lokomotive an den Kurven des Schienenstranges in mein Blickfeld. Wie kraftbewußt sie die lange Kette mächtiger Wagen des Transkontinental hinter sich herzog!

Das Herz aber erwachte unter all diesen Eindrücken zu einem Gesammtbild der Ferienzeit und sammelte sich zu einer fröhlichen Stimmung dankbarer Liebe. Danken mußte ich für alles, was ich im letzten Halbjahr gesehen und durchkostet hatte. Danken dem Schöpfer für diese schöne Welt, von der ich ein so großes Stück durcheilt. Danken für Frühling und Sommer, für Seen und Inseln, für Blätter und Blüten. Danken für all die Menschen, groß und klein, denen ich begegnet war in New York und Neapel, in Rom und Turin; in Lyons und Paris; in Köln und Frankfurt; in Basel und Lucern. Diese Dankesstimmung wird noch lange währen. Denn alles was ich in den letzten 12 Monaten in diesen Spalten beschrieben, ist wie ein Traum gewesen, ein süßer, unvergeßlicher Traum.



Der Krippenschnitzer

Von Else Schmücker

Nicht weit von der Marienkirche, da wo die Langgasse sich abwärts dehnt, steht das Häuschen des Holzschnitzers Christian Gorluck. Er schnitzt allerhand Geräte: Uhren, Wandteller, Puppenstuben – aber er heißt nur der Krippenschnitzer. Denn das ist er vor allem. Von dem Tage an, da der erste kühle Wind weht und vorsichtige Leute, zum Himmel schauend, sagen: Der Herbst kommt – fängt er an, Krippen zu schnitzen bis tief in den Abend hinein. Bis zum Mittag des 24. Dezember gar, da ein paar kleine Buben und Mädel mit blaugefrorenen Fingerchen an seine Türe klopfen und aufgeregt warten, bis die letzte Hand an die Krippendarstellung gelegt ist. Dann ziehen sie mit dem Kripplein, dem Christkind, Josef und Maria, mit den Hirten und Schäfchen von dannen.

„Die hl. Dreikönige könnt ihr Sylvester holen", ruft der Krippenschnitzer ihnen nach. Sie hören's kaum. Trapp, trapp, hallen ihre schnellen Schritte dem Zuhause, der Weihnachtsfreude zu.

Christian Gorluck lebt ganz allein, ganz zufrieden in der kleinen Stadt am Bergeshang, und für ihn bedeutet sie die Welt. Er liebt sie mit scheuer, inniger Liebe, seine Stadt mit der uralten Kirche, den vielen Brunnen, den giebeligen Häusern. Vielleicht ist er 60 Jahre alt, vielleicht etwas jünger; seine Augen sind noch hell und strahlend, sicher führt seine Hand das Schnitzmesser, wenn sein Haar auch silberweiß schimmert. Jeder kennt ihn, jeder liebt ihn, und es ist kaum ein Haus in der Stadt, das am Weihnachtsabend nicht eine seiner Krippen hat. Da sind kleine, bescheidene Krippchen, in denen ein winziges Gotteskind liegt. Das Geld langte nicht, Maria und Josef und Engel und Hirten dazu zu kaufen.

Die Holzfiguren der das Kind anbetenden Schar stehn auf dem Weihnachtstisch der Wohlhabenden, und auch da gibt's noch Unterschiede. Es gibt gröber und feiner geschnitzte Figuren, schlicht bemalte und solche, die Sternenmäntel und wahrhaft himmlische Gewänder tragen. Die hl. Dreikönige vor allem sind verschiedenartig gebildet; einige stehn recht bescheiden da, grau und verstaubt von langer Reise; aber andere tragen solchen Glanz und solche Schönheit, als hätten sie vor dem Stall zu Bethlehem die Reisekleider vertauscht mit königlichen Schmuckgewändern.

Sein Meisterwerk hat Christian vor manchen Jahren für die Marienkirche geschaffen.

Die Leute wußten nicht warum ihnen so still – fromm, so besonders feierlich zu Mute wurde, wenn sie vor der Krippe standen, und die Kinder reckten nicht die Hälse und sahen nach Ochs und Eselein, nein, sie knieten an-



dächtig nieder und mußten immer wieder auf das hold lächelnde Kindlein, auf seine sehnsüchtig ausgebreitenen Ärmchen schauen. Der Herr Pfarrer hat damals still dagestanden und gesagt: „Lieber Freund!" Und hat Christians Hände lang gehalten. Im Januar war des Pfarrers Freund gekommen, der ein großer Kunstkenner ist. Der ist fast bestürzt gewesen, daß so eine Meisterhand in der Vergessenheit einer kleinen Stadt schafft. Jeden Nachmittag während seines Dortseins ist er in die Kirche gegangen und hat im Dämmern vor der Krippe gestanden. Und konnte sich nicht losreißen vom Anblick der Weihnachtsgestalten. Zuckendes Kerzenlicht huscht über sie, über Marias demütig gesengtes Haupt, zu Josefs treuem Antlitz, dann hin zu den Hirten. Darunter war einer, dessen Ausdruck ihn entzückte wie nichts zuvor. Es war ein sanftes Schwärmerangesicht, das aussah, als umschwebe es das Gloria der Engel, als schauten die Augen durch alle Menschlichkeit in das Göttliche.

Den Hirten vergaß des Pfarrers Freund lange nicht.

Alljährlich zu Adventsbeginn kam der Pfarrer zu Christian und bat ihn, das Krippenwerk wieder schön herzurichten. Das war jedesmal ein Festtag für den Krippenschnitzer. Da sah er immer wieder ein, wie nötig er zum Weihnachtsfest war, nötiger als Küster und Meßknaben.

Im Letztjahr, als er mit einiger Mühe die alte Krippe hat auferstehen lassen zu weihnachtlicher Pracht, hat ihm der Pfarrer gesagt: „Mein Lieber, wär's nicht an der Zeit, eine neue Krippe zu bauen? Ich möchte etwas besonders Schönes haben, ein ganz großes Kunstwerk. Mein Bischof beruft mich an einen andern Wirkungskreis, aber zuvor soll das Gotteshaus einen Krippenschmuck erhalten, wie er nicht leicht irgendwo anders zu finden ist. Aber alle Kraft müßt Ihr zusammen nehmen, um . . . .

„Ich weiß, ich weiß", begütigte er lächelnd, als eine plötzliche Röte Christians Antlitz überflutete und etwas wie Empörung in seinen Augen aufglomm, „Ihr arbeitet stets treu, mit ganzer Kraft – und doch versteht Ihr, daß Ihr jetzt das Beste, Schönste leisten müßt. Sollte ich bald schon die Stadt verlassen, werde ich meinem Nachfolger die Sorge für die neue Krippe ans Herz legen.

Und ich komme, unsers Herrgotts schönste Krippe anzuschaun", schloß er in lächelndem Ernst, „wo ich auch sein mag." –

Das Kräutlein Eitelkeit und Stolz in Christians Herzen war allmählich zu einem ansehnlichen Bäumchen herangewachsen, das immer stärker seine Zweige aus-

breitete. Man wußte kaum noch, was stärker war: die Sorge das Weihnachtsfest zu verschönern, oder das Gefühl des Unentbehrlichseins, die selbstbewußte Freude am Schaffen.

Wenn er morgens in der Messe war, wanderten seine Gedanken oft zum Seitenaltar, wo seine Krippe stehn wird; das Glöckchenklingen war oft nichts anders als das „Ehre sei Gott", das seine Hirten vernehmen. Und die Heiligen in den Nischen, vom flackernden Schein der Kerzen berührt, stehen da, arm, farblos, als sehnten sie sich nach einem Weihnachtsheiligen — — das ganze große, traumvoll hallende Gotteshaus wartete auf sein Werk.

* * *

Winter und Frühling verrinnen für den Beglückten in froher Arbeit. Er schafft mit Eifer in seiner Werkstatt, in der viel Gerät liegt: feineres und gröberes Holz, Edelholz aus dem Ausland sogar, das aber sorglich abseits gelegt ist, Schnitzmesser und Meißel, Säge, Flaschen und Gläser mit bunten Farben, Blasebälge, Zangen. Die Weihnachtspuppenstuben hat er bereits im Mai angefangen, und im Sommer sehen Spaziergänger ihn schon Krippen schnitzen.

Im Spätherbst, im Advent, will er nur an der Kirchenkrippe arbeiten.

MERX

Des Pfarrers Nachfolger ist um Pfingsten gekommen: ein noch junger, rascher Herr mit vielen Plänen und schnellen Entschlüssen. Kaum ist er einige Wochen da, so heißt es, die alte Orgel genüge nicht mehr. Eine neue wird kommen mit vielen Registern, und in der Christmette soll sie zum erstenmal gespielt werden.

„Zu meiner Krippe wird sie Engellieder singen", denkt Christian.

Er weiß, er wird etwas leisten; holdseliger als je soll das Kindlein lächeln, frommer die Hirten, demütiger Maria und Josef sein. Er schaut im Geiste alle Gestalten vor sich, als sei er mit gewesen auf Bethlehems Fluren. Die Hände zucken ihm, nach Schnitzmesser und Pinsel zu greifen, und sehnsüchtig wartet er auf den Tag, da ihm der neue Pfarrer den Auftrag gibt.

* * *

Die Blätter sind rot und gelb geworden, noch hat der Pfarrer kein Wort gesprochen; sie sind müde auf den feuchten Waldboden getaumelt und rascheln unter den Füßen — noch wartet Christian. Der erste Schnee fällt am Allerseelentag leicht und zärtlich auf die wartenden Gräber und immer noch nicht kann der Krippenschnitzer sein Werk beginnen. Da wird er unruhig. Ob der Pfarrer vergessen hat? Das ist doch unmöglich. Er will zum Küster gehn und fragen; doch da bäumt sich sein Stolz auf.

Man muß sich sein Werk antragen, anpreisen? Hat nicht der alte Pfarrer und sein kunstverständiger Freund seine Krippe gelobt als Meisterstück? Hat nicht der Bischof sogar sich dran gefreut, als er sie sah? War nicht die ganze Gemeinde eins in andächtiger Bewunderung? Nein, er bietet sich nicht an. — Vielleicht, regt sich die Hoffnung in ihm, wird morgen, übermorgen der Auftrag kommen. Jung ist der Pfarrer und rasch und meint, rasch wie seine Pläne, sei ihre Ausführung. Noch haben die ersten Adventglocken nicht geläutet; sicher, er wird's noch fertig bringen, denn die meiste Weihnachts-

* * *

Kirchengebet

Gott! Der du uns alle Jahre mit der festlichen Erwartung unserer Erlösung erfreuest! Verleih' uns, daß wir deinen Eingeborenen, den wir als Weltheiland mit Freude aufnehmen, einst als Weltrichter mit Zuversicht kommen sehen, durch Jesum Christum unsern Herrn, deinen Sohn, der mit dir und dem heiligen Geiste lebt und regiert. Amen.

Brev. Rom. de die.

arbeit ist getan, und sollten noch säumige Krippenbesteller kommen – oft kamen die Ärmsten mit Groschenaufträgen in den letzten Tagen – so wird er die zurückschicken.

So denkt Christian und weiß nicht, wie häßlich und klein seine Seele ist in dem Augenblick.

Die Voradventswoche nähert sich ihrem Ende. Christians Unruhe ist aufs höchste gestiegen; gestern sah er den Pfarrer, er wollte stolz wegsehen, doch als er sich ihm näherte, sehen seine Augen die's Bitten so schlecht verstanden, in flehentlichem Drängen in die dunklen, beweglichen des Pfarrers. Der hat freundlich „Guten Abend" genickt und ist nicht stehen geblieben.

Untätig verbringt Christian die Stunden, verlangend, bangend, in der Qual seines kleinen, gottvergessenen Ichs.

Freitags geht er zum Küster, dem alten wortkargen Thiß. Ein kurzer Gruß hier und dort. „Wie ist's mit meiner Krippe?" grollt es aus Christians Mund. Der Küster zuckt die Achseln.

„Hab' schon dran gedacht und nach Allerheiligen gefragt, ob für Weihnachten gesorgt werden soll. Da hat er kurz nein gesagt."

Schwer atmend, wortlos steht der Krippenschnitzer da, und auch der Küster sagt nichts. Nach einer langen Pause: „Ich werd' ihn morgen nach Deiner Krippe fragen."

In der Nacht schläft Christian kaum; der letzte Novembermorgen, ein Samstag vor dem ersten Adventssonntag, dämmert grau und trübe herauf, als er sich müde von seinem Lager erhebt. Müdigkeit webt grau in den Ecken seiner Wohnung, tastet sich an den Werkzeugen entlang und hängt dann schwer von den Deckenbalken nieder, alles, alles erfüllend. Arbeiten kann Christian nicht, hier faßt er ein Stück Holz an, da rückt er Flaschen und Tuben zurecht, ein unruhiges Hin- und Herwandern in den Räumen, eine Rast, die keine ist, im Sonntagssessel.

Mittag! Die Glocken der Marienkirche versuchen, die Nebel zu durchdringen. Schwer, wie Trauergesang, hallen sie durch die graue Luft. Und doch! Flattert nicht irgendwo ein rosenrotes Hoffnungswölklein, singt nicht fern ein feines, helles Hoffnungsstimmchen?

Nachmittags steht Christian am Fenster und späht auf die Langgasse hinaus. Kirchgänger, in dichte Mäntel gehüllt, eilen, sich zur morgigen Adventfeier vorzubereiten. Kleine Jungen traben im Wettmarsch die Gasse hinaus, und fleißige Hände wischen letzten Staub und Schmutz von Fensterbank, Tür und Treppe.

Da – des Krippenschnitzers Herz fängt an, in schweren Schlägen zu klopfen – da kommt Küster Thiß.

Mit dem gleichen, mürrischen Gesichtsausdruck. Christian möchte ihn aufhalten, er möchte rufen: Laß mir noch eine Stunde Ungewißheit! – –

Die Tür geht auf.

„Er hat gesagt, er hätte eine in München bestellt."

Christian, der aufgestanden ist, bricht zusammen wie ein gefällter Baum; sein Kopf liegt schwer auf der breiten Brust, und seine starken Hände klammern sich an den



Marias Sehnsucht



Es ging Maria in den Morgen hinein,
Tat die Erd' einen lichten Liebesschein,
Und über die fröhlichen grünen Höhn
Sah sie den bläulichen Himmel stehn.
„Ach hätt' ich ein Brautkleid von Himmelsschein,
Zwei goldene Flüglein — wie flög' ich hinein!"

Es ging Maria in stiller Nacht,
Die Erde schlief, der Himmel wacht',
Und durchs Herze, wie sie ging und sann und dacht',
Zogen die Sterne mit goldener Pracht.
„Ach hätt' ich das Brautkleid vom Himmelsschein,
Und goldene Sterne gewoben drein!"

Es ging Maria im Garten allein,
Da sangen so lockend bunt' Vögelein,
Und Rosen sah ich im Grünen stehn,
Viel rote und weiße so wunderschön.
„Ach, hätt' ich ein Knäblein, so weiß und rot,
Wie wollt' ich's liebhaben bis in den Tod!"

J. v. Eichendorff.

* * *

Ave Maria, gratia plena,
So grüßet der Engel die Jungfrau Maria
In ihrem Gebet, darin sie saß.

„Maria, du sollst einen Sohn empfangen,
Danach steht Himmel und Erde Verlangen,
Daß du eine Mutter des Herrn sollst sein."

„O Engel, wie soll dann dies geschehen?
Denn ich kann solches nicht verstehen,
Mein Herz hat nie ein' Mann erkannt!"

„Der Heilige Geist soll über dich kommen,
Gleich wie der Tau fällt über die Blumen,
Also will Gott geboren sein!"

Maria, sie hört allsolches gern;
Sie sprach: „Ich bin eine Dienstmagd des Herrn
Nach deinem Wort geschehe mir!"

Die Engel fielen auf ihre Knie,
Sie sangen so laut: „Sancta, sancta",
Ein Lobgesang von Maria.

Mainzer Gesangbuch, 1737.

* * *

Tisch, auf dem Holz und Messer wartet.

„Ja, ja," seufzt der Küster, „die jungen Herren!" Und klopft leise, als schäme er sich, dem Krippenschnitzer auf die Schulter.

Im Augenblick, als die Haustür sich schließt, fangen die ersten Adventsglocken an zu läuten. Weich und sehnsuchtsvoll kommt ihr Klang hergeweht und bricht sich sieghaft Bahn durch die sich zerstreuenden Nebel.

Christian hebt den Kopf nicht.

Er hadert. Mit dem alten Pfarrer, der ihn vergessen, nicht an sein Versprechen gedacht hat. Oder ihn lässig empfohlen wie den erstbesten Krippenschnitzer.

Mit dem neuen hadert er, der seine Kunst verschmäht und ihr modernen Firlefanz vorzieht. Sich selber zürnt er. Weil er die Sache so ernst und schwer nimmt. Als ob nicht hundert andere Kirchen gern seine Krippen nähmen.... Warum hängt er sein Herz daran, sein Meisterwerk in der Marienkirche zu sehn?

Und was das Schlimmste ist: Christian hadert mit Gott. Warum hat der gütige und gerechte Gott zugelassen, daß ihm so geschah? Daß er vor den Mitbürgern dasteht als Stümper, als Altgewordener, der überholt ist. Ehrlos, mit Schmach bedeckt, kommt er sich vor und will den Leuten gar nicht mehr unter die Augen gehen.

In der kommenden Woche arbeitet Christian ungleichmäßig und ohne Liebe. Sein Schnitzmesser haut widerwillig in das Holz ein; nicht wie sonst wird die Arbeit mit Sorgfalt und Fleiß getan.

Am liebsten sitzt er untätig da, und als noch einige verspätete Krippenbestellungen gemacht werden, weist er die erstaunten Leute unwirsch ab.

Er soll sich für die plagen? Und ansehn, wie Weihnachten eines Andern Krippe bewundert wird? Tuscheln werden sie alle: Der Christian hat's nicht mehr gekonnt, und sie werden sich anstoßen und lachen und spöttische Mienen machen. Oh .... Christian schlägt mit der Faust auf den Tisch. Nie mehr wird er wieder eine Krippe schnitzen, nie mehr.

Dann sieht er in den verglühenden Abendhimmel; nicht heiß und rot genug kann ihm das westliche Gluttor sein. Heißer, roter sind seine zornigen Gedanken.

Und dann kommt die Nacht: Sterne und Mond stehn fromm am Himmel, von dem vereinzelt, wie im Traum, Schneeflöckchen niederfallen – – es ist eine wundersame Nacht, eine ahnungsvolle Adventsnacht. Christian wälzt sich im unruhigen Schlaf hin und her. Ist's der Mondstrahl, der schmal und hell auf sein Bett fällt, der ihn ängstigt? Liegt die schwere Gedankenarbeit noch im Traum auf ihm? Seine Stirn ist zerfurcht, und seine Hände tasten voll Unruhe hin und her....

Plötzlich ist unbeschreibliche Helle in seinem Giebelzimmer, das sich jäh dehnt wie in unendliche Weiten, in eine schimmernde Wolkenwelt. Da richtet Christian sich hastig auf und starrt mit weit aufgerissenen Augen in das Wunder. Denn das ist ein Wunder: Lebendig geworden sind die Gestalten seines Krippenspiels, so, wie er sie im Geiste geschaut. Die heiligen Dreikönige stehn da in Purpur und Pracht und Gold und Edelgestein. Einer, ist's Melchior? mit dem geduldigen Gesich, auf dem jahrelange Sehn-

sucht, unendliches Warten steht – beugt sich ihm zu und spricht: Wir haben geglaubt und vertraut und sind auf langer, langer Fahrt nicht untreu geworden. Warst du treu? – Dann treten Hirten näher, seine Hirten. Die sprechen: Nichts wollen wir, als ihn anbeten, den König der Ehren. – Vergaßest du ihn?

Könige und Hirten machen Josef Platz; sein treues Antlitz schaut in Trauer drein: Ich hab' der Menschen nicht geachtet und verließ sie, für ihn und seine Mutter zu sorgen. Und du fürchtest Menschenwort und Menschenspott?

Noch strahlender wird die Helle; da kniet Maria und ihre ewigjungen Worte beben: Sieh, ich bin eine Magd des Herrn. –

In tiefsten Schuldbewußtsein senkt Christian das Haupt; kaum vermag er zu atmen, zu leben – doch das Haupt wird ihm aufwärts gezogen mit sanfter Gewalt. –tSeine Augen trinken sich in himmlischen Glanz hinein und schauen das Gotteskind. Süß und leise, in weicher Trauer, schwebt es an Christians Ohr: Du trauerst, weil Du meine Krippe nicht bauen konntest – und zerstörtest die Krippe in deinem Herzen. Baue auf, ehe es zu spät ist!

Himmlisch süß verschweben Christkindleins Worte; langsam, ganz langsam verdämmert die Helle, und Christian ist allein im Dunkeln.

In der Nacht hält der Krippenschnitzer Gericht mit sich. Das Licht, das nicht von dieser Welt war, hat in seinen tiefsten Herzenswinkel hineingeleuchtet, und nun ist es ihm zu Mute wie Petrus, der den Herrn verleugnet hat. Er sieht seinen Stolz und seine Selbstsucht, seine Treulosigkeit gegen Gott. Und wie Petrus findet er heiße Tränen der Reue, und in der Reue Mut und Kraft zur besseren Tat.

Nicht mehr schleicht er sich morgens wie ein Verbrecher zur Kirche; still nimmt er es auf sich, daß man ihn anstaunt oder bedauernd oder mit Spott ansieht. Sich selbst verleugnend geht er zu den abgewiesenen Krippenbestellern, das Blut steigt ihm in die Wangen, und die Hände muß er zusammenkrampfen, als er spricht: „Ich hab Zeit, denn die Kirchenkrippe schnitz' ich nicht." Den schönsten Entschluß faßt er eines Abends. Er will ein Krippenwerk bilden, so schön, wie er nur kann, und der letzte Arme, der kommt, ein armseliges Kripplein zu erbetteln, dem will er's schenken. Ärmer als der Stall zu Bethlehem kann die elendeste Hütte nicht sein.

* * *

O sieh die Welt nicht finster an
In deinen alten Tagen;
Auch mit gebleichten Locken kann
Die Freude sich vertragen!

* * *

So fängt er an. Nicht mit der Leichtigkeit, dem stolzen Frohmut wie sonst. Er muß ringen mit seiner Arbeit, mit seinem Willen, und so kommt es, daß über aller Weihnachtsfreude von Bethlehem ein Ahnen von Golgatha ist.

Das macht sein Werk so meisterlich, geheimnisreich: Maria kniet vor ihrem Kinde, freudenreich, schmerzenreich, Josef hält den Stab so fest, als wisse er, daß er bald finstere Wege der Flucht wandern müsse mit Maria und dem Kinde; die Hirtenschar umschauert das tiefste Geheimnis, und über die Gesichter der hl. Drei Könige gleitet seliges Staunen. Und erbarmend lächelt das Gotteskind in die Seelen hinein.

Weihnachtsabend kommt. Seit ein paar Tagen ist kein säumiger Besteller, kein Armer mehr gekommen, und Christian wartet, daß sein Werk eine Wohnung finde in Armut und Niedrigkeit. Es dämmert; der letzte Tagesschein fällt auf die Weihnachtsschar, die groß und wartend dasteht.

Ganz ruhig ist Christian; einer wird kommen und nicht vergebens bitten.

Da tritt jemand ein. Christians Augen tasten sich hastig durch das Dunkel und erkennen den Pfarrer.

„Meister Gorluck", sagt er leise, „ich komme und bitte. Die Krippe aus München ist ausgeblieben und ich hörte, Ihr hättet eine geschaffen, die würdig für ein Gotteshaus ist."

Kein Wort sagt Christian.

„Es war wohl nicht recht von mir", fuhr der junge Pfarrer fort, „eure Arbeit gering zu schätzen. Gott hat seinen Willen gezeigt. Verzeiht mir, und gebt die Krippe!" – Zögernd fallen die Worte aus Christians Munde. „Ich hatte gelobt, dem letzten Armen, der vor Weihnachten käme, die Krippe zu schenken."

„Die Weihnachtsglocken fangen an zu läuten, Meister Gorluck, Weihnachtsabend ist da; als letzter kommt der Ärmste der Armen, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll. Zögert nicht mehr!"

Da sagt Christian ja, sonst nichts. – – In der Christmette, als jubelnd das Gloria durch die Kirche hallt, kniet der Krippenschnitzer ungesehn am letzten Platz. Ich bin's nicht wert, schluchzt es in ihm auf, in Reue, in Demut, in Liebe. – Doch das Gotteskind lächelt ihm zu: Ich ruhe in deinem Herzen.



Advent

Schluß von Seite 5

ewige Leben. Wohl mußte auch dieser Mensch vergehen, wenn doch Himmel und Erde vergehen; aber vergangen ist er nur für uns, unser Auge, unsere Hand. Unvergangen ist er vor dem ewigen Auge, vor welchem alles immer ist. Ihm geht die Sonne nicht auf, nicht unter; ihm grünt der Halm schon vor dem Lenze und grünt noch, wenn er schon gemäht ist; ihm ist der Mensch gegenüber, bevor er in der Wiege und wenn er längst im Grabe liegt. Was vor unsern Blicken wird, das war schon vor ihm, und was für uns gewesen, das sieht er im ewigen Heute. Dem Geiste Gottes gibt es kein War und kein Werden, nur ein Ist.

Nichts vergeht, nichts entsteht,
Alles ist unendlich da,
Denn der Herr ist O und A.

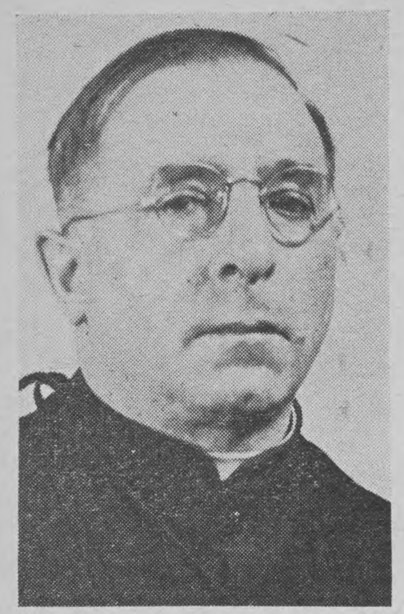
Da irrt ein Mensch übers Feld. Niemand soll ihn sehen, niemand soll ihn finden. Er hat wie Kain seinen Bruder erschlagen. Im Walde, glaubt er, kann er sich verbergen. Es kommt die Nacht über ihn, er will auf der Erde schlafen, wie er als Kind schlief in seinem Bette. Aber die Blätter rauschen: Du hast ... Er sucht einen andern Ort, aber der Wildbach rauscht es wieder, das gleiche. Er schließt die Augen, er hält sich die Ohren zu, aber das Herz im Leibe klopft ihm und pocht es: Du hast ... „Ja", ruft er in der Nacht, „ich habe ihn erschlagen!" — Die Sonne kommt, der Vogel singt, die Blumen blühen im Felde — er will, er kann das Schöne nicht mehr sehen. Er macht sich auf und läuft, läuft in die große, lärmende Stadt, wo viele Menschen sind. Wer kennt ihn? Niemand kennt ihn. Aber die Augen der Menschen sehen ihn an: Du bist es. ... Die Glocken auf den Türmen läuten, sie läuten alle: Du bist es. ... „Ja", ruft er und läuft von selber zum Gericht: „Ja, ich — hier bin ich — habe meinen Bruder erschlagen." Man faßt ihn, man führt ihn zum Tode. Er fühlt im Herzen, was nicht vergehen kann: die Stimme Gottes. Einen Menschen konnte er erschlagen, das Gewissen kann er nicht erschlagen. An seiner Seite steht ein Priester und betet ihm aus einem Buche vor. Es ist der Psalm Davids, die letzte Stimme, die er hört: Böses habe ich vor dir getan, du aber hast mit deinem Worte recht behalten.

Alles geht vorüber. Alles geht einmal zu Grunde, es sei den Augen noch so schön, dem Herzen noch so lieb. Ewig ist nur Gott und was er haucht: Geist und Seele und Gewissen.

Das macht den Gang zur Krippe so heilig und ernst, daß in ihr das holde Kind der Herr der Welt ist. Über dem Tor von Bethlehem steht, von der Hand der Kirche geschrieben, das Wort des Meisters, das im Advent des Erlösers schon den Advent des Richters verkündet:

Himmel und Erde vergehn,
Aber meine Worte werden nicht vergehen.

Joseph Bernhart.



Pater Philipp Funke, O.M.I. ✝

Am Sonnabend den 17. November starb der fast jedem deutschsprechenden Katholiken Westkanadas bekannte Pater Philipp Funke, O.M.J. Er fuhr am 30. Oktober von unserem Battleforder Oblatenseminar, wo er Heilige Schrift dozierte, nach Goodsoil, um in der dortigen Gemeinde am Allerheiligen- und Allerseelentage auszuhelfen. Am 13. November kam er krank von dort zurück. Zwar rauchte er noch seine Zigarre, aber am folgenden Tage mußte er sich jedoch bereits ins Krankenhaus begeben. Drei Tage später war er tot.

Wir beerdigten ihn am 20. November. Vierzig Priester begleiteten seinen Sarg. Nun liegt Pater Funke inmitten seiner Mitbrüder im Oblatenfriedhof zu Battleford.

In Pater Funke, O.M.J. haben wir einen der typischen Oblatenpioniere des Westens verloren. Es gibt wohl kaum ein Gebiet westkanadischer Oblatenarbeit, auf dem Pater Funke nicht gearbeitet hatte. Unter den Katholiken arbeitete er als Boggymissionar, als Prärie- und Buschpfarrer, als Schriftsteller, Volksmissions- und Exerzitienprediger und als Sekretär des inzwischen eingegangenen Volksvereins. Im Orden war er Theologieprofessor in Lebret und in Battleford, Novizenmeister, und später Provinzialoberer. Überall waren seine Talente tätig, und überall schlugen sie große Früchte. „Nur eine Arbeit hat man mir nicht gegeben", schmunzelte er oft, „und zwar den Posten eines Ökonoms."

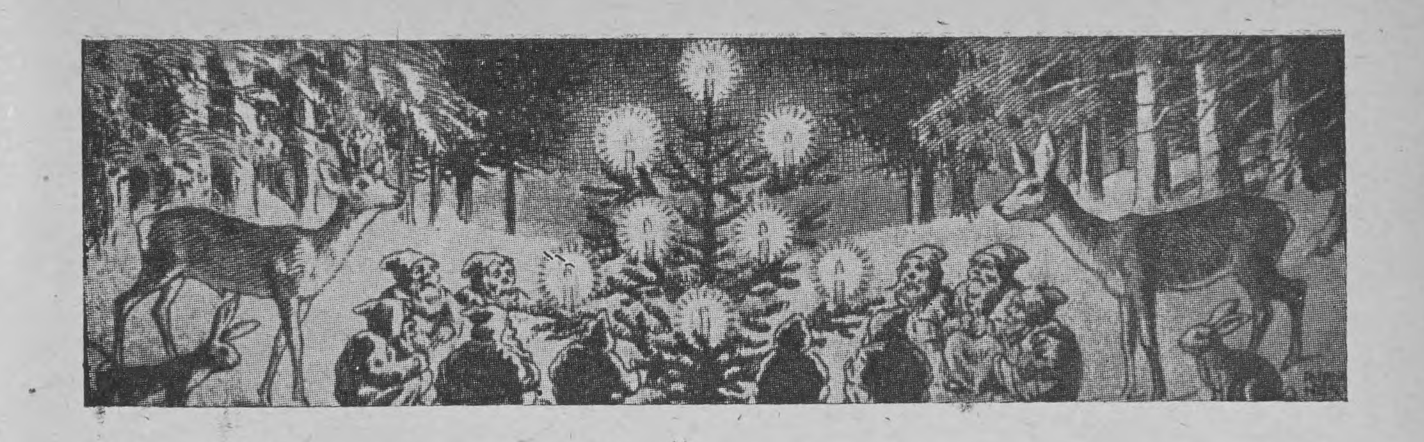
Überall wo Pater Funke wirkte, suchte er einen Grundsatz zu verbreiten: Kinder, verwickelt mir die Geschichte nicht. Macht alles so einfach wie nur möglich. Nicht große Sprache, einfache Sprache. Keine komplizierten Pläne, einfache Pläne. Und überall die ganz einfache kindliche Liebe zu Gott und zum Nächsten. Die ganz einfache Liebe des Kindes zur Mutter und zum Vater.

Diese „einfache Liebe" war Pater Funke's allerstärkste Seite. Wenn man liest, was er während seines Lebens geschrieben hat, in der Westkanada, im Marienboten, und während des letzten Jahres auch für die englische Tochter des Marienboten „Our Family" (P. Funke schrieb unter dem Namen „Old Dutchman"), dann staunt man einfach über seine Gabe, die verwickelsten Probleme des Soziallebens, der Politik und der Wissenschaft so gemütsvoll und, man möchte fast sagen, kindlich klar ausdrücken zu können. Man erinnere sich nur seiner im Marienboten erschienenen Marthageschichten, seines „Reiseonkel" und seines „Brummbär". Was er schrieb und was er sagte, war nie nachzuahmen. Es war typisch Funkeherz und Funkewissen. Höchst interessant sind auch seine Artikel, die er aus Anlaß von Jubiläumsfeiern oder Tod über seine Mitbrüder schrieb. Auch da war er einfach unübertreffbar im Entdecken der „lieben" Seiten der von ihm charakterisierten Oblaten.

Sein letztes Lebensjahr verbrachte der Verstorbene im Priesterseminar der Oblaten zu Battleford. Er war uns allen, den Professoren, den Seminaristen und den Brüdern, ein lieber Kollege, Mitbruder und Lehrer. Obwohl Pater Funke vor ein paar Jahren im Marienboten seine „Brummbär-Serie" veröffentlichte, war er selbst alles andere nur kein Brummbär. Im Gegenteil, er war immer der Mittelpunkt jeder Unterhaltung, ernst oder heiter. So lange er auf den Beinen war, sang und pfiff er – wenn auch entsetzlich falsch die Noten treffend –, um seiner unbrechbaren Freude am Leben Ausdruck zu geben.

Nun hat Pater Funke diese Welt verlassen. In ihm ist wirklich ein großer und edler Mensch von uns gegangen. Am 16. Januar sollte er seinen siebzigsten Geburtstag begehen, den wir hier im Seminar auch ordentlich zu feiern gedachten. Jetzt gibt es keine Geburtstagsfeier mehr für ihn. Wo er ist, zählt man nicht mehr die Jahre. Dort ist Ewigkeit und dort ist Gott.

Gedenken wir unseres guten P. Funke in unseren Gebeten.



Die Nacht der menschgewordenen Liebe

von Agnes Hartmann

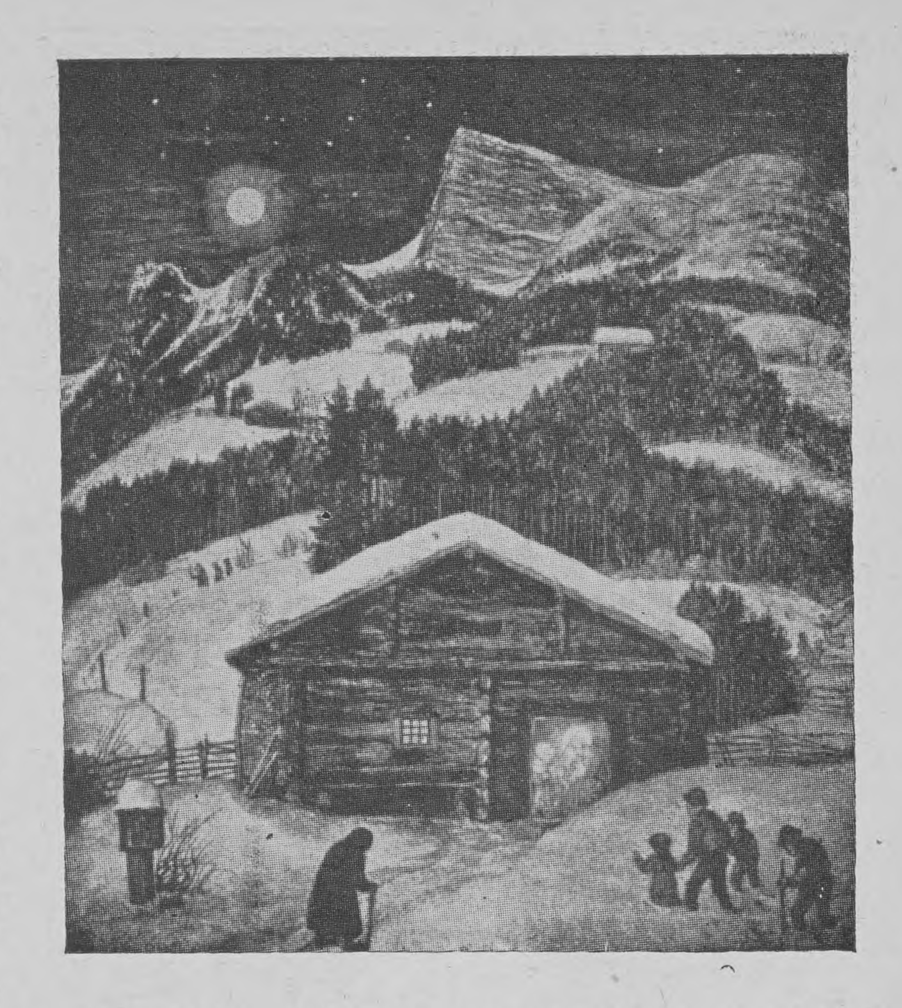
Hei, wie die Sterne funkeln in der Heiligen Nacht! Und wie der Mond dazu lacht über das ganze, volle, runde Gesicht! Herunten auf der Erde aber ist es rauhreifig kalt. Unter den Füßen knirscht der Schnee, – sonst ist es wundersam still. Doch der da des Wegs kommt, der junge Mensch mit dem beinah' feindseligen Geschau im blassen Gesicht, der sieht nicht die Sterne und nicht den Mond und nicht den Rauhreif auf Baum und Strauch, er fühlt nur die Einsamkeit und die Kälte. Und er geht dahin wie einer, der kein Ziel hat. Er hat auch keins. Er ist ein vom rechten Weg abgekommener, in einer Gefängniszelle eingesperrt gewesener und jetzt zu Weihnachten amnestierter Mensch. Nun ist er frei! Frei-sein ist herrlich, ist wundervoll, – wenn man nicht hungern und frieren muß, wenn man ein Flecklein sein eigen nennt, auf dem man ausruhen kann, wenn man sich um das Morgen nicht zu kümmern braucht. Solange der junge Norbert in der Zelle gewesen war, sehnte er sich nach Freiheit. Jetzt sehnt er sich wieder zurück nach der Zelle, weil darin Wärme ist und ein Lager zum Ausstrecken und ein Wärter, der einem das Essen bringt.

Der Gefängnisdirektor hatte wohlmeinende Worte beim Abschied zu ihm geredet. Aber der hat gut reden! Der weiß, wo er hingehört, der Norbert nicht. In der Stadt hat er schon gar nicht versucht, eine Arbeit zu finden. Sind ja dort ohnehin schon Tausende von Arbeitslosen, Männer und Burschen, die nicht belastet sind wie er und die vielfach Tüchtiges gelernt haben. Für ihn ist da kein Platz. Darum ist er auf das Land hinaus gewandert in der Hoffnung, hier leichter unterzukommen. Daß dies dumm gehofft war, hatte er bald gemerkt. – Oh, es ist bitter, es ist niederträchtig, so von Haus zu Haus gehen zu müssen und immer wieder weggeschickt zu werden. In seiner Zelle hatte der junge Norbert wahrhaftig das ehrliche Verlangen gehabt, nach seiner Entlassung ein Leben der Ordnung und der Anständigkeit anzufangen. Aber dies wird ihm verdammt schwer, ja eigentlich unmöglich gemacht. Denn die Menschen wehren ihm den Zugang zu diesem ordentlichen Leben, und so wird er eines Tages wieder im Gefängnis landen, und das wird dann immer so weitergehen: Gefängnis – Freiheit – Gefängnis – oh, pfui Teufel! Den Norbert würgt der Ekel.

Freilich, er ist selber schuld, daß es jetzt so um ihn steht. Oder ist er vom Leben hineingejagt worden in diese Schuld? Er lacht höhnisch auf. Sein Leben! Das war schon wunderfein angegeangen! In Angst und Scham und Sorge hatte seine Mutter, eine Dienstmagd, ihn erwartet; einen Vater hatte er nie gekannt. Die ersten Jahre seines Lebens verbrachte er als sogenanntes Kostkind bei fremden Menschen. Dann heiratete die Mutter jedoch einen „anderen", und das kleine ledige Bürschlein hatte eine harte Zeit. Aber einmal an einem Sonntag kam eine ältere resolute Frau und nahm ihn einfach mit. Diese war seine Großmutter. Es wun-

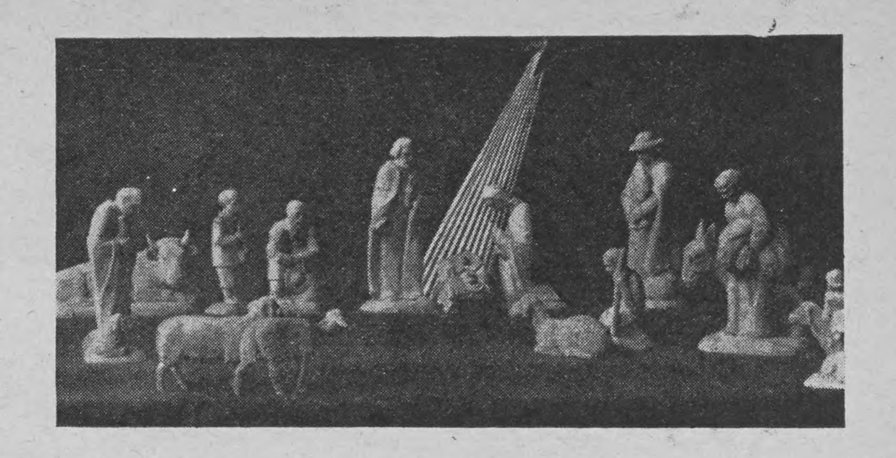
derte ihn, daß er nie von ihr gehört hatte. Vielleicht waren Mutter und Tochter entzweit gewesen, vielleicht war er, der ledige Bub, die schuldig-unschuldige Ursache dazu. Jedenfalls war es so, daß das kleine Bürschlein bereits ein drittes Daheim bekam, — es wurde ihm das liebste. Die Großmutter machte für ihn in ihrer Schlafkammer ein mollig-weiches Bett zurecht, sie gab ihm keine Schimpfnamen, dafür aber genügend zu essen (sicher oftmals vom eigenen Mund abgespart), sie brachte ihm von den Herrschaften, bei denen sie Tag für Tag mit Waschen und Putzen ihr Brot verdiente, einmal eine Hose mit heim, oder eine Joppe, ein Paar Stiefel oder gar etwas Köstliches zum Schlecken. Norbert fühlte, daß die Großmutter ihm gut war trotz ihrer Kargheit im Liebhaben.

Ab und zu besuchte ihn seine Mutter; aber wenn sie kam, riß er aus — in der geheimen Furcht, sie könne ihn aus der großmütterlichen Geborgenheit wieder fortnehmen. — Viele Stunden seiner Kindheit verlebte er auf der Straße. Das war nach seinen Begriffen herrlich. Trotz dieser „Gassenbüberei" lernte er sehr gut. Und er wär' auch sicher ein geschickter Lehrbub und ein zünftiger Handwerksgeselle geworden, wenn er nicht (er war beinah' noch ein halbes Kind) im Anfang seiner Lehrzeit schon als Flakhelfer eingezogen worden wäre; denn es war Krieg, unseliger, wahnsinniger Krieg — seit Monaten! Bis ins russische Land hineinverschlagen. Beim Abschied hatte die Großmutter einen Weihbrunn genommen und ihm ein Kreuzlein auf Mund und Stirn gezeichnet. Wie eine heilige Handlung tat sie das. Dem Jungen war dies etwas Ungewohntes, er war voller Verlegenheit; er lachte und hätte doch lieber geweint. „Bleib' brav, Bertl, — und komm wieder gut heim zu mir, — werd' schon jeden Tag ein b'sonders Vaterunser zum Himmel auffischick'n für dich!" hatte die alte Frau noch gesagt und ihn leidvoll angeschaut. Ihre große Lieb' zu ihm war in diesem Augenblick offenbar geworden.



Norbert war ein wendiger Bursche. Als er merkte, daß der Krieg zu Ende ging und rundum alles am Zusammenbrechen war, flüchtete er im Anzug eines Landarbeiters der Heimat zu. Es waren gefahrvolle Wochen für ihn, aber er hatte Glück. Er kam in seine Vaterstadt. Doch wie ein Grauen legte sich dieses Wiedersehen auf sein Gemüt. So hatte er sich München nicht vorgestellt, so verwüstet und zerstört. Ganze Häuserviertel fehlten, und der junge Bursch hatte sich kaum mehr zurecht finden können. Immer wieder war ihm der Weg mit Haufen Schutt versperrt. Aber die Sorge trieb ihn vorwärts. Und da stand er endlich vor einem Stück Mauer, an dem noch ein Nummerschild hing, — seine Hausnummer. Nackt und hoch reckte sich der Kamin empor, alles übrige war ein Berg von Trümmern, rechts und links, die ganze Straßenseite entlang. — Das war nun sein Daheim: zerfetzt, zerschlagen! — Vorne auf der andern Seite stand noch das Haus mit dem Krämerladen.. Norbert ging dar-

auf zu. Die Krämerin schrie auf, als sie ihn sah. „Norbert, du bist da? Ja, grüß di' Gott!" Sie forderte ihn auf, hereinzukommen: „Für einen Heimkehrer g'langt's schon noch zu einem Schalerl Kaffee!" Sie redete viel und hastig. Ihr Wortschwall war Norbert eine Qual. Warum sagte sie nichts von dem, was er jetzt allein wissen wollte und wonach zu fragen er in einer plötzlich aufkeimenden Furcht nicht den Mut hatte? „Mei', Norbert, was tust denn jetzt?" fragte die Frau endlich. „Wo gehst denn jetzt hin? – Dei' Mutter is' ja auch schon g'storb'n, – hätt'st auch kaum hinmög'n zu ihr!" Dem Burschen lag die Zunge wie ein harter Klumpen im Mund, er konnte kein Wörtlein sagen. Dafür redete wieder die Krämerin. „Dei' Großmutter war schon im Luftschutzkeller drunt', da is' sie noch amal 'nauf in d' Wohnung, weil's was vergessen hat, – ich glaub', was von dir, – da haut's a Luftmine aufs Haus, – 's Haus reißt's in d' Höh und – weißt es schon, – grad a Haufen von Dreck und Trümmer bleibt über. – Kein Mensch hat mehr was g'fund'n von ihr!" Die Frau hatte ihn bekümmert angeschaut, sie mochte sich gedacht haben: Wenn er nur grad reden tät', der Norbert! Aber der konnte nicht reden; wortlos ist er zum Laden hinaus und mit schweren Schritten die Straße wieder zurückgegangen – bis zu dem Stück Mauer mit der Hausnummer; über die Trümmer hat er gestarrt, darunter sein Großmutterl, vielleicht in Tausend Teilchen zerrissen, lag. In Traurigkeit und Ratlosigkeit stand er da. Die Augen hatten ihm gebrannt, aber er konnte nicht weinen. Er konnte nur die hassen, die schuld waren an diesem grauenhaften Krieg. –



Ein Kindelein

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armen Leuten.
Wär' uns das Kindlein nicht gebor'n
So wär'n wir allzumal verlor'n,
Das Heil ist unser aller.
Eia, süßer Jesu Christ;
Der Du Mensch geworden bist,
Behüt uns vor der Hölle.

Volksgut

* * *

Es ging ihm eine Zeitlang schlecht; er war heimlos, er bekam keine Lebensmittelmarken, weil er keinen Entlassungsschein in Händen hatte, sein früherer Lehrherr war verzogen, dessen Haus und Werkstatt ebenfalls wie weggefegt. Es kam ihm auch auf einmal widersinnig vor, wiederum einen Lehrbuben zu machen, nachdem er volle vier Jahre das Kriegshandwerk gelernt und – gemeistert hatte. Er suchte seine Bekannten auf, doch überall, wo er hinkam, war irgendein Kummer, war Armut, Hunger und Not. – Und er war so allein.

Ziellos, planlos, abgehaust schlenderte er durch die Straßen seiner Stadt. Eines Tages machte sich ein Tor für ihn auf, er stieß auf die Gilde der Schwarzhändler. Ein einstiger Schulkamerad, fesch gekleidet vom Kopf bis zur Zeh', führte ihn ein. Das Geschäft ging gut. Nach der Währungsreform handelte er mit Ami-Zigaretten und schob mit, wo es etwas zu verschieben gab. Und da wurde er doch einmal gefaßt – mit einem „Kollegen." Sie wurden verurteilt. Es ist ein unbehaglicher Zustand, hinter verriegelten Türen leben zu müssen, besonders für einen, der noch so etwas wie Ehrgefühl in sich hat. – Die Amnestie kam völlig überraschend; mit einigen Strafgenossen wurde Norbert in der vorigen Woche ent-

lassen. Der „Kollege" war auch dabei. Aber der war ein Lump! Denn in der ersten Nacht schon, die sie beide, um das von der Fürsorge erhaltene Geld zu sparen, in der Bahnhofsmission verbrachten, stahl der saubere Bursche seinem Kameraden dieses ganze Geld. Norbert packte ein unbändiger Zorn. Das war schmutzig, das war einfach gemein! Einen Kameraden bestehlen! Während Norbert sich mit seinem Zorn herumwälzte, kam ihm plötzlich in den Sinn, daß er lange Zeit mit Menschen dieser Art verbunden gewesen war. Ihn graute. Und doch wußte er, daß der Karren seines Lebens ihn wahrscheinlich zu diesen Menschen wieder hinziehen wird. – Derzeit wandert er ja noch auf der Landstraße, – wie lange noch? Wie in einer Ringlinie laufen dem Burschen Norbert die Gedanken durch den Kopf: . . . wär' der Krieg nicht gewesen, – wär' die Großmutter nicht unter den Trümmern begraben, – hätte er, als er heimkam nach gefahrvoller Flucht, einen lieben Menschen gehabt, der mit ihm durch die schwere Nachkriegszeit gegangen wär', – ja, wenn – wär' –.

Norberts Gesicht wird zur Grimasse: Wunderfein hat sein Leben begonnen, wunderfein wird es enden! In weitem Bogen spuckt er über die weiße, verzuckerte Landschaft.

Helles Glockengeläute jubelt mit einem Male durch die feierliche Einsamkeit. Norbert hält ein im Gehen. Heilige Nacht! Oh, wieder ein Kind sein dürfen! – Menschen gehen an ihm vorüber, dick gewandet, munter plaudernd; sie sind auf dem Weg zur Kirche, zur Mitternachtsmesse. Mißtrauisch schauen sie den jungen Burschen an. Wie gern aber möcht' er einer von ihnen sein! Selbst ein Tier möcht' er jetzt sein, das einen warmen Unterschlupf hat, denn ihn schüttelt die Kälte. Und müde ist er, unendlich müd'. Eigentlich ist es ja Unsinn, so weiterzuwandern. Hinsetzen – einschlafen – nicht mehr aufwachen – das wär' gut! – Einen Lichtschein sieht er plötzlich, der aus einem Bauernhause kommt. Norbert denkt, einmal noch will er es versuchen, – einmal noch will er um Unterkunft bitten –.

Er geht hinein in das Haus, in eine große geräumige Wohnstube. Niemand hat auf sein Anklopfen „Herein" gesagt. Glaub's wohl! Das alte Mutterl, das allein daheimgeblieben ist und Haus und Hof bewachen soll, ist eingeschlafen. Der graubezopfte Kopf liegt auf dem Arm und der Arm auf dem großen Eichentisch im Herrgottswinkel. Norbert setzt sich auf einen Stuhl, der in der Nähe der Türe steht und schaut um sich. Die Einrichtung ist alt, aber gediegen und verrät Wohlstand. In der einen Ecke steht eine holzgeschnitzte Krippe. Vom Herd her duftet ein wundervolles Gebräu. Daneben auf der Anrichte liegt ein gewaltiger Weihnachtsstollen; ein Stück davon liegt einzeln da, so als warte es gerade auf ihn. Ein unwiderstehliches Verlangen zieht den hungernden Burschen zu Anrichte und Herd. Er ißt und trinkt. – Die alte Bäuerin schläft ruhig weiter. Norbert schaut sie jetzt genauer an. Er sieht ihren silberschimmernden Scheitel, er sieht das aufgeschlagene Evangelienbuch, das vor ihr liegt, er sieht die rechte Hand der Frau ausgestreckt auf dem Tisch und daran einen breiten goldenen Reif. (Die Bäuerin muß einst eine reiche Hochzeiterin gewesen sein, von so schönem, massivem Gold ist der Ring.) Da hockt auch schon die Versuchung auf des jungen Burschen Genick und wispert ihm zu: „Nimm den Ring! Die Alte braucht deshalb nicht zu hungern! Wer aber schert sich um dich? Nimm ihn, den Ring, – kannst eine Zeitlang sorgenlos davon leben!" – Noch zögert er, aber der Gedanke an die Landstraße treibt seine Hand zur Hand der Greisin. Norbert versucht vorsichtig, den Ring vom Finger der Bäuerin zu streifen. Ein Stücklein ist er schon vorgeschoben, da zuckt die Hand, und eine Altfrauenstimme sagt: „Bertl, – des derfst mir net antun! Soviel bet' ich für dich – alle Tag'!" Norbert starrt die alte Frau betroffen an. Sie hat ihn beim Namen gerufen, – sie hat gesagt, daß sie für ihn bete

* * *

O heil'ges Kind, wir grüßen dich
Mit Harfenklang
Und Lobgesang.
Du liegst in Ruh, du heilig Kind;
Wir halten Wacht
In dunkler Nacht.
O Heil dem Haus, in das du kehrst!
Es wird beglückt
Und hoch entzückt!

* * *

alle Tag' –. In dem jungen Burschen verwirrt sich etwas. Da sitzt nicht mehr die alte, fremde Frau und schläft, – da sitzt und schläft seine eigene Großmutter. Und der schwergoldene, breite Reif wird zu ihrem schmalen abgegriffenen, abgearbeiteten Ehering, den sie niemals abgenommen hatte, auch beim Waschen nicht. Und den wollte er jetzt stehlen – wirklich wie der Dieb in der Nacht! Es dauert nur ein paar Augenblicke, daß Norbert dies meint. Das Bild schwindet, das Unrecht, das er hatte tun wollen, bleibt. Groß steht es vor ihm und Scham ist in ihm. Und er, der geglaubt hat, im Krieg das Weinen verlernt zu haben, der selbst vor dem Trümmergrab seines einzig lieben Menschen nicht hatte weinen können, obwohl ihn der Schmerz bis zum Hals hinauf würgte, – er fängt jetzt an zu, zu schluchzen wie ein Kind. Lieber Gott, er ist ja auch noch jung und müd' und erschöpft! Die alte Frau wird wach. Sie blinzelt ein wenig, reibt sich die Augen und wundert sich groß. Sitzt da neben ihr ein junger, weltfremder Bursch und weint! Mütterlich gut streicht sie mit ihrer Hand über sein zerzaustes Haar. Ein leichtes Erschrecken kommt über sie. Sie fühlte ihren Goldring über das erste Fingerglied hinausgeschoben. Nachdenklich schiebt sie ihn wieder zurück. Und sehr nachdenklich schaut sie auf den jungen Menschen. Doch die Güte bleibt in ihrem Herzen. Sie denkt: Wer so weinen kann, der kann nicht schlecht sein! Weiß Gott, wie das Leben ihn gejagt hat! Heilige Nacht ist auch, – die Nacht der menschgewordenen Liebe! Die Frau verspürt kein Fünklein Furcht. Als des Burschen Weinen allmählich abnimmt, sagt sie zu ihm: „So, jetzt verzähl', was mit dir los ist und wie du da 'reinkommen bist!"

Norbert erzählte, ehrlich, schonungslos. Auf dem Weg hierher hat er sein Leben überdacht, – nun wird jeder Gedanke von vorhin zum Wort, und die Worte reihen sich aneinander und berichten über sein Leben, angefangen von seiner armseligen Geburt bis zu der Stunde, da er den Hof der Bäuerin betreten hat.

* * *

Maria

Maria, Hohe, Reine,
Der Erde schönste Zier,
So hold wie du ist keine,
Gott Vater ist mit dir.

Maria, Lilienblume,
Ganz schön und makellos,
Gott Sohn zum Heiligtume
Wählt deinen reinen Schoß.

Maria, die vor allen
Den Herrn in Demut preist,
Dich kor mit Wohlgefallen
Zur Braut der Heilige Geist.

Maria, Morgenröte,
Verkündend Heiles Tag,
Der Willkomm' dir nicht böte,
Kein Licht je finden mag.

Wilhelm Kreiten.

* * *

Das mit dem Ring verschweigt er. Er hat auch bislang nicht gewagt, die alte Frau anzusehen. Die legt jetzt ihre Hand auf die seine und sagt mitleidig: „Bist ein armer Kerl, du! – Hm, und bei mir herin hast wohl dein ganzes Elend so richtig g'spürt, – weil du gar so weinen hast müssen – oder?" Norberts Gesicht flammt rot auf. „Ist eine merkwürdige Nacht heut'!" sagt er ein wenig mühsam. „Hab vorhin ganz bestimmt gemeint, Bäuerin, mein eigen's Großmutterl sitzet statt Euer da – sogar beim Namen hat's mich g'rufen!" In den klugen Augen der Bäuerin blitzt es verständnisvoll auf; wie zufällig streift sie ihren Ring vom Finger und besieht ihn genau. Der Bursch springt hastig auf.

„Wo willst denn hin?" fragt die Bäuerin. „Fort!" sagt der junge Mensch. Ernst schaut ihm die Frau in das zerwühlte, schamheiße Gesicht. „Bleib' lieber da, – 's könnt' sein, daß du in deiner Not – doch noch was Unrechts tust!" Norbert möcht' sich gern verkriechen können. Das Wissen der Frau ist ihm peinvoll, – ihre Güte unbegreiflich.

Als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, so ruhig sagt die Frau jetzt, daß ihre Leut' von der Mitternachtsmesse bald heimkommen müßten und daß der Norbert dann beim Mettenwürstlessen mithalten könnte, – er sehe wenigstens so aus, als ob er hungrig wär'. Und hinten in der Remise sei eine kleine Kammer, da könnte er für heute einmal übernachten. Was weiter geschehe, darüber müsse sie erst mit ihrem Sohn, dem Bauern, sprechen. Norbert schaut sie ungläubig an: „Oh, Frau, wenn alle Menschen so gut wären wie Ihr!"

Die Bäuerin nötigt ihn, sich wieder zu setzen. Mit einem feinen, kleinen Lächeln meint sie: „So, so, dei' Großmutter hat dich g'rufen? – Weißt, ich bin auch eine – und hab' auch einen Enkelbuben und der heißt auch Bertl, – Albert heißt er wie sein Vater. Sein Mutterl hat für ihn 's Leben lassen müssen. Mein Sohn hat's so gern g'habt und hat sich net entschließen können, eine andere Bäuerin auf den Hof

zu holen. So hab' ich das mutterlose Kindl aufzog'n von der ersten Stund' an – und er is mir ans Herz g'wachsen, der Bub. Viel Freud' hat er uns gemacht. Und dann hat er in den Krieg müssen, blutjung noch, – seit vierundvierzig wissen wir nix mehr von ihm, – er ist bei den Zwanzigtausend, die in Rumänien g'fangen worden sind. – Mein Sohn möcht' manchmal ganz hintersinnig werd'n, er hat kei' Hoffnung mehr, daß er wiederkommt. Aber ich – ich glaub's net, daß er tot is', ich mein', ich müßt' des spür'n!"



Draußen werden Schritte laut; die Tür geht auf und herein kommt ein Haufen Leut', voran der Bauer. Sie wundern sich wohl ein wenig über den nächtlichen Gast, aber viel Fragen und viel Reden ist nicht Bauernart, so kann unser Norbert mit Ruhe und wirklichem Genuß seine Mettenwürst' verzehren. Wie die Magd anfängt, Teller und Schüsseln abzutragen, gibt die alte Bäuerin ihrem Sohn einen Wink. In der Kammer nebenan erzählt sie ihm, was sie von dem jungen Burschen weiß (nur das vom Ring nicht, versteht sich!). Mit viel Wärme versucht sie, ihren Sohn zu überreden. Der aber ist mißtrauisch: „So einen windigen Vogel laß' ich net gern 'rein in unser sauberes Nest!" Die Alte läßt nicht luck. Ernst und nachdrücklich meint sie, wenn keiner sich seiner erbarme, müsse der junge Mensch ja wieder auf Abwege kommen, die Not zwinge ihn einfach dazu. Und – es geschehe nichts von ungefähr: sie wenigstens sei überzeugt, daß der Herrgott ihn auf ihren Hof geschickt habe – in der Heiligen Nacht.

Die Stimme der Frau wird noch eindringlicher. „Du, Albert, unser Herrgott ist großmütig im Vergelten, – vielleicht vergilt er's uns an unserm Bub'n! – Vielleicht schickt er ihm in der heutigen Nacht auch eine gute Seel', die ihm was Lieb's antut! – Albert, wenn wir dem armen, jungen Menschen ein Heimatl geb'n, vielleicht schenkt der himmlische Vater dann unserm Bertl auch seine Heimat wieder, – vielleicht kommt er doch noch heim –!"

Im Gesicht des Bauern zuckt es; langsam, tropfenweise sagt er: „Tu', was du für gut find'st, Mutter, – aber aufpassen mußt – gut aufpassen, wie der fremde Bursch sich anstellt und – was er anstellt!"

Hinten im kleinen Remisenkammerl liegt unser Norbert. Er ist gar nicht zum Sagen müd, aber er kann nicht schlafen. Das heißt, er getraut sich gar nicht zu schlafen, weil er Angst hat, er könne dann wieder aufwachen – irgendwo, nur nicht in dieser wundervollen Geborgenheit. Es geht wirr zu in seinem Kopf. Und das Merkwürdigste ist, so oft er an sein Großmutterl in der Ewigkeit und an die alte, gütige Frau auf dem Hof denkt, immer werden die zwei Eins. Und das gehört mit zu seinem Glück. Beten kann er auf einmal auch wieder; es ist sehr kurz, sein Gebet, aber es kommt aus den tiefsten Tiefen seines Herzens: „Lieber Herrgott, ich dank' Dir halt recht schön! Und ich bitt' Dich: Bring den jungen Bertl doch noch gut heim aus der Gefangenschaft und schenk' ihm vorläufig für heut' eine so glückliche, stille, heilige Nacht wie mir. – Amen!"

* * *

Leichtgläubigkeit ist nicht nur Mangel an Verstand,
Auch von Einbildungskraft ist sie ein Unterpfand.
Wer wenig faßt, wird schnell Unfaßliches verneinen,
Wer viel sich denken kann, dem wird viel möglich scheinen.

Fr. Rückert



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Seit diesem Tage war der Reimann wieder im alten Geleise. Er strich wieder draußen in den Dörfern herum, suchte nach Gelegenheiten, wo es etwas zu erschnappen gab, verkaufte die Beute an gewisse Hehler und verjubelte das Geld mit Lachvögeln und Saufbrüdern. Von den Arbeiten zu Hause schraubte er sich gänzlich davon. Der Base Ploni aber wollte es nicht einleuchten, daß sie und der Zyper alles allein machen sollten. Eines Abends als der Bauer von einem mehrtägigen Ausflug heimkehrte, las sie ihm fürchterlich den Text und drohte gemeinsam mit dem Zyper, ihm den Dienst zu kündigen. Doch statt die Hände zu rühren, verpachtete nun der Reimann den größten Teil seiner Felder unmittelbar vor dem Kornschnitt um einen Spottpreis an den Sigreit.

Mit dem Sigreit hatte er nach Agnesens Weggang eine bittere Auseinandersetzung gehabt. Er hatte dem ergrimmten Nachbar klar gemacht, daß dieser selbst bei Agnes das Spiel verkartet und alles verdorben habe. Ein junges Mädchen sei wie eine Blume; die dürfe man nicht mit Bärentatzen angreifen, sondern man müsse sie zart behandeln. Wenn er seinen Rat befolgt und langsam und freundlich das Mädchen umworben hätte, wäre alles anders gekommen. Aber er möge sich trösten, noch sei nichts verloren. Agnes wäre noch nie in der Fremde gewesen und werde von dem harten Dienst da draußen bald genug bekommen. Fremdes Brot schmecke nicht so gut wie eigenes und das Kommandiertwerden sei Agnes nicht gewohnt. In einem Vierteljahr, spätestens in einem halben, komme sie bestimmt wieder nach Hause. Wenn man ihr jetzt einmal den Willen gelassen und sie tüchtig ihren Kopf angerannt habe, werde sie später viel nachgiebiger sein und wahrscheinlich mit allen zehn Fingern nach Sigreits Hand greifen.

Doch der Sigreit hatte sich nicht beschwichtigen lassen, und erst als ihm der Reimann eine Bergwiese um sehr billiges Geld verpachtete, hatte er sich vorläufig zufrieden gegeben. Zu diesem früheren Pacht kam jetzt der neue, der fast das ganze Reimanngut dem beutegierigen Täuschler auslieferte. Der Ploni und dem Zyper wurde darob höllenangst. Wenn der Vetter auch den Rest verpachtete, konnten sie beide gehen, und das wollten sie auf keinen Fall: der Zyper wegen Agnes, der er versprochen hatte, auf ihre Sach zu schauen, und die Ploni, weil sie sich an den Ort gewöhnt hatte wie eine alte Hauskatze. Mit ihren Drohungen vom Fortgehen war ihnen niemals ernst gewesen. Doch der Zyper wußte in allen Lagen Rat.

Als etliche Tage später der Gemeindevorsteher in Amtsgeschäften zum Tal hinauswanderte, tauchte plötzlich der Zwerg vor ihm auf, schlenkerte mit den langen Beinen und rief:

„Schönen guten Morgen! Darf ich das löbliche Gemeindeamt ein Stück Weges begleiten?"

„Schau daß du weiter kommst und geh deinen Pflichten nach". schnarrte der Vorsteher.

„Hoho, nur nicht so scharf", lachte der Zyper; „wenn alle Leute so genau ihren Pflichten nachgingen wie ich, könnt's nicht fehlen. Aber just das löbliche Gemeindeamt macht sich vieler Nachlässigkeiten schuldig."

„Bürschl, nimm deine Zunge in Acht, sonst schaff ich dir was anderes an."

„Nur nicht so hitzig, Gemeindeamt. Bange machen gilt nicht und die Wahrheit muß jedermann vertragen. Es ist jedenfalls eine Nachlässigkeit, wenn die Gemeinde das Reimanngut zugrunde gehen läßt und keinen Finger rührt."

„Was kümmert uns das Reimanngut?"

„Ich habe immer geglaubt, ein Gemeindeamt wäre wegen der Gemeindeangehörigen da. Auf dem Reimanngut haben mehrere Gemeindeangehörige Gelder liegen, und die sind nicht mehr sicher, wenn man den Reimann so fortwirtschaften läßt wie bisher. Der Sigreit sitzt schon länger als ein Vierteljahr hinter dem Hof und rahmt so gründlich ab, daß bald nichts mehr darauf ist."

„Da sollen diejenigen zuschauen, die Gelder auf dem Anwesen haben. Der Gemeinde kann's nur recht sein, wenn die Lumpenwirtschaft bald aufkracht."

„Hahaha, da sieht man's wieder: Bekleidet einer ein Amt, so hat er auch den Verstand. Glaubt das löbliche Gemeindeamt wirklich, wenn der Reimannhof aufkracht, daß auch der Reimannvetter in die Luft fliegt und auf Nimmerwiedersehen verschwindet? So dumm ist er nicht; im Gegenteil, er hockt sich schön auf die Gemeinde her und macht sich's in allen Häusern der Reihe nach kommod. Und wenn's dann mir und meiner Mutter einfallt, auch in Pension zu gehen, kann's uns niemand verwehren. Was für ein Profit dabei für die Gemeinde herausschaut, könnt Ihr jedenfalls besser ausrechnen als ich."

„Man wird euch schon Saiten aufziehen, daß ihr keine Lust habt zu solchen Faxen. Übrigens brauch ich von dir keine Lehren anzunehmen."

„Gewiß nicht; aber vielleicht kommen die Lehren höher herunter. Wer weiß, ob sich nicht ein Brief an die Bezirkshauptmannschaft verirrt, worin die Unterlassungssünden der Gemeinde offenkundig zu lesen sind."

„Verfluchter Buckel, untersteh dich grad, eine Zeile an die Bezirkshauptmannschaft zu schreiben!" ergrimmte der Vorsteher.

„Ich? An die Bezikshauptmannschaft schreiben? Wär mir im Traum nicht eingefallen, hahaha". lachte der Zyper frech. „Ich verkehre nie mit so hohen Herschaften; aber es gibt Leute genug in der Gemeinde, die jeden Schnepfendr . . k an die Bezirkshauptmannschaft berichten. Von dorther kommen dann gewöhnlich keine goldenen Verdienstkreuze mit der Krone, sondern ellenlange Schwanzer, die einem wie ein dicker Strick um den Hals fallen."

„Kerl, nimm dich in Acht; es ist schon mancher, der so einen Brief geschrieben hat, als Verleumder eingesperrt worden.

„Davor bin ich sicher wie ein neugeborenes Kind, weil ich keine Briefe schreib. Auch wird niemand sagen können, daß es meine Schrift ist, wenn so ein unvorsichtiger Brief an die Bezirkshauptmannschaft gelangt."

„Wir werden den Schreiber schon finden."

„Das wünsche ich von Herzen; aber noch besser wäre es, wenn das löbliche Gemeindeamt Mittel finden würde, daß die Väter nicht ihren Kindern Hab und Gut vergeuden, und statt in der Welt herumzustrabazen, daheim bei der Arbeit bleiben müßten. Dann brauchte auch die Bezirkshauptmannschaft niemanden das Sims zu kehren und das Haar zu kampeln."

Mit diesen Worten schlüpfte der Zyper durch eine Lucke hinter den Straßenzaun, tat nochmals einen hellen Lacher und verschwand.

Dem Vorsteher gingen die Anspielungen des Zyper schwerer im Kopf herum, als er sich selber einbekennen wollte. Schon am folgenden Sonntag rief er die Gemeinde zusammen und diese fand schnell ein Mittel gegen das leichtsinnige Treiben des Reimann. Er wurde unter Kuratel getan, und das Lenzl wurde als sein Vormund bestellt. Auch beschränkte die Bezirkshauptmannschaft seinen freien Wandel, so daß er ohne Erlaubnis nicht mehr das Gemeindegebiet von Planeigen verlassen durfte.

Der Reimann fügte sich scheinbar willig unter die Zwangsmaßregeln, aber wo er konnte, durchbrach er sie, und die letzten Dinge wurden schlimmer als die ersten. Es kamen jetzt sehr viele Diebstähle in Planeigen vor, und oft wurde der Reimann von weither auf dem Schub nach Hause gebracht, was der Gemeinde teure Auslagen verursachte. Nebenbei hatte der Strick meistens Geld im Sack, lebte lustiger denn je und arbeitete gar nichts mehr. Auch saß er jetzt öfters eine Woche und länger beim Landgericht im Freiquartier. Die Ploni und der Zyper mußten daheim fast Not leiden, denn der Reimann gab ihnen keinen Kreuzer und verwies sie immer an den Vormund; das Lenzl aber trommelte mit seinem Ring auf den Tisch und erklärte, es sei nichts da — aus nichts könne bloß der Herrgott etwas machen.

Es nützte auch wenig, daß die Ploni etliche Male den Gemeindemännern ein zünftiges Maul anhängte. Schließlich knurrte und murrte sie den ganzen Tag für sich allein, der Zyper hingegen trug noch mehr Bücher zusammen und vergaß über dem vielen Lesen den Hunger. Trotz der Not freute er sich, daß es ihm gelungen war, das Erbteil der

Agnes vor größerer Schädigung zu bewahren, und er arbeitete so fleißig auf dem Gut, als ob es ihm gehörte. Ein paarmal erhielt er von Agnes einen kurzen Brief, worin sie mitteilte, daß es ihr ausgezeichnet gehe, und immer die Bittte anfügte, er möge recht auf den Vater schauen. Wie einen Schatz bewahrte der Zyper die Briefe, nahm sie oft in die Hand und betrachtete die feinen Züge. Auch an den Vater richtete Agnes mehrere zärtliche Schreiben, die dieser ebenso zärtlich beantwortete, ohne aber je ein Wort verlauten zu lassen, wie es mit ihm stand.

Eine Woche vor Weihnachten verkaufte der Zyper die alte Taschenuhr, die ihm der Reimann früher einmal geschenkt hatte, und mit dem Gelde machte er eine Reise ins Pustertal. Am St. Stephanstag war er in Niklasen beim Hauptgottesdienst. Aber soviel er auch seine Augen anstrengte, er vermochte Agnes unter den Kirchenbesucherinnen nicht zu entdecken. Vor dem letzten Evangelium gingen viele Bäuerinnen und Mägde aus der Kirche, um heimzueilen, das Mittagessen zu bereiten. Unter ihnen war auch Agnes. Sie sah frischer und blühender aus als daheim und trug jetzt Pustertaler Tracht — beinahe hätte sie der Zyper nicht erkannt. Im gleichen Augenblick, in dem er das Mädchen sah, sah ihn dieses auch und erschrack augenscheinlich. Er lächelte ihm verstohlen zu und zwinkerte mit dem rechten Auge, ohne sonst eine Bewegung zu machen.

In großer Aufregung ging Agnes nach Hause und erwartete beinahe ängstlich den Besuch des Vettersbuben. Allein der Zyper kam nicht, weder am ersten Tag, noch am zweiten, noch später. Nach vierzehn Tagen jedoch erhielt Agnes von ihm einen Brief aus Planeigen, der folgender Maßen lautete:

„Liebe Basl Agnes! Unverhofft kommt oft, nicht wahr? Aber man soll keinen Tag vor dem Abend loben. Du hast wohl sehnsüchtig auf meinen Besuch gewartet, geit? Leider konnte ich nicht kommen, und zwar aus Bescheidenheit. Du hättest am End' gar zu groß getan mit Deinem Vetter und wärest allzu zärtlich gewesen, und ich hätte mich vor fremden Leuten mit Dir schenieren müssen. Doch Spaß beiseite. Gesehen haben wir einander und mehr braucht's nicht. Ich hab auch meinen Zweck, warum ich ins Pustertal gefahren bin, vollkommen erreicht. Jetzt weiß ich, daß es Dir wirklich gut geht, und ich brauche keinen Kummer mehr zu haben. Die Menschen in Niklasen sind ja ganz verschossen in Dich. Beim Untern Wirt in Niklasen ist von Dir die Rede gewesen. Alle haben Dich in den Himmel erhoben und nur Gutes von Dir zu rühmen gewußt. Du weißt vielleicht gar nicht, wie sie Dich hochschätzen, und darum schreib ich Dir,s damit Du eine Freud hast. Mich hat's auch gefreut, ich kann Dir's nicht sagen wie. Bleib nur ruhig, wo Du bist, und sorg Dich nicht um uns. Ich schau Dir gewiß auf Deine Sach. Heuer ist freilich manches schief gegangen, aber nächstes Jthr, mein' ich, fällt alles besser aus. Etwas muß ich Dich fragen. Seit etlichen Tagen treibt sich ein Mensch da herum, der mir nicht recht gefallen will. Er hat ein blatternsteppiges Gesicht, einen gelben Strohkopf und einen frechen Blick und erkundigt sich öfters nach Dir. Gestern steckte er lange Zeit beim Siegreit im Hause. Kennst Du den Menschen? Wenn ja, schreib mir, was für ein Kund das ist, und ob Du etwas von ihm zu fürchten hast; dann werde ich ihn ein bißchen unter meine Obhut nehmen. Schließlich wünsche ich Dir noch ein recht glückliches neues Jahr und wenn Du etwas brauchst, vergiß nicht

Deinen Vetter Zyprian."

Mit Rührung und Beschämung las Agnes den Brief. Der Zyper war ein guter, treuer Mensch. Vielleicht hatte sie niemanden auf der Welt, der ihr aurichtiger wohlwollte als er. Und doch hatte sie sich vor seinem Besuche geängstigt. Jetzt empfand sie Reue und Scham darüber. Wenn er wieder einmal erschien, wollte sie ihm herwärts entgegenkommen. Aber was schrieb er denn da am Schlusse? Der strohhaarige, blatternnarbige Mensch —war das am End der Knecht Urban, der wegen ihr das Haus hatte verlassen müssen? Sie konnte ja nichts dafür und hatte keine Ursache, von ihm etwas zu befürchten. Vielleicht war er nur zufällig nach Planeigen gekommen und fragte ihr bloß aus Neugierde nach. So tröstete sie sich und schlug sich die beklemmenden Gedanken aus. Aber schon nach einer Woche gingen sonderbare Gerüchte in den Häusern von Niklasen herum. Es hieß, die neue Magd Agnes beim Mar im Tale sei eine schlimme Gattung. Ihr Vater sei ein landbekannter Dieb und sitze gegenwärtig im Zuchthaus. Agnes selbst hätte einen angesehenen Bauern heiraten sollen; aber weil allerhand verdächtige Sachen von ihr ruchbar geworden seien, sei der Bräutigam zurückgetreten und Agnes habe buchstäblich aus der Heimat flüchten müssen.

Das schlimme Gerede drang auch zum Mar im Tal, doch erfuhr Agnes mehrere Tage nichts davon,

weil von den Hausbewohnern niemand recht daran glauben wollte. Albert, der Bauer, erzählte es seiner Mutter, die aber gleich für Agnes Partei ergriff.

„Nein, nein", erklärte sie heftig. „Agnes ist redlich und treu wie Gold. Eher glaub ich, der Bach rinnt aufwärts, als daß die Agnes irgend einen fremden Heller genommen hat."

„Ich mein auch, daß sie unrecht beschuldigt wird", stimmte der Sohn bei, „sonst hätt' der Pfarrer von Planeigen sie uns nicht so heiß empfohlen."

„Sicher nicht. Der Herr Johannes hat auch so viel Gutes über sie geschrieben und sie so ausgestrichen, daß man ein Mädchen gar nicht höher loben kann. Aber wenn der Pfarrer kein Wort geschrieben hätt', so tät ich auf das Mädchen doch Kirchen bauen. Ich hab es in dem halben Jahr, seitdem es bei uns ist, genug kennen gelernt. Ein merkwürdiges Weibsbild ist die Agnes, das sag ich alleweil. Das einemal könntest du meinen, sie wäre stolz und hoch daran wie eine Gräfin, das anderemal tut sie wieder so bescheiden und demütig wie ein Armeleutkind. Sie ist aufrichtig und zutunlich und doch kommt mir vor, daß sie etwas auf dem Herzen hat, was sie niemanden sagt; aber verlassen kann man sich auf sie durch dick und dünn."

„Bei ihrer Familie daheim muß doch etwas nicht stimmen; denn der Pfarrer hat doch geschrieben, daß sie wegen trauriger Familienverhältnisse von der Heimat fortgehe."

„Es lebt bloß mehr ihr Vater, sonst hat sie niemanden. Daß beim Vater nicht alles in Ordnung ist, hab ich einmal aus einer Red' vermuten können; aber sie hat die Red' gleich wieder verbessert und den Vater gelobt."

„Mag beim Vater fehlen, was will, deshalb kann der Tochter niemand einen Vorwurf machen, wenn sie selber brav ist."

„Gewiß nicht. Und brav ist sie, darauf geb ich meine See. Sie hätt hundertmal Gelegenheit gehabt, in meinem Stübchen etwas zu nehmen. Das Geld war unversperrt in der Schublade und andere Sachen liegen genug herum, die ein Mädchen brauchen kann. Aber nie hab ich etwas vermißt. Im Gegenteil, sie schaut auf unsere Sachen, als ob's die ihren wären. Du weißt wohl, wie sie jüngst beim Aufräumen das Goldkettl vom Mariannl, das schon vor anderhalb Jahren verloren gegangen war, gefunden hat. Ich hab alleweil die Juli gezіehen, daß sie es hätt mitgehen lassen. Auf einmal bringt die Agnes das Kettl daher und hat die größte Freud, daß es zum Vorschein gekommen ist. Auf Geld und Schmucksachen scheint sie überhaupt nicht viel zu halten. Mehrmals hab ich ihr ein paar Gulden oder etwas von den Sachen der Mariannl geben wollen, aber sie hat's allemal ausgeschlagen und war fast beleidigt. Und das weißt du auch, wie sie sich gewehrt hat, das Sonntagsgewand vom Mariannl anzunehmen. Fast mit Gewalt habe ich sie müssen dazu bringen, daß sie es um Weihnachten angezogen hat, und es steht ihr doch so gut. Wegen der Agnes kannst du einen Sack Geld auf die Straße hinausstellen, sie nimmt keinen Kreuzer."

„Auch sonst ist sie brav. Sie gibt sich mit keinem Mannsbild ab, geht in keine Häuser und klatscht nicht."

„Und mit dem Kirchengehen und mit dem Beten ist ihr ernst. Wie sie mir einmal vorgebetet hat, als ich in der Nacht einen Anfall hatte, das vergess' ich nimmer."

„Ich möcht grad wissen, wie denn ihre Verhältnisse daheim sind."

„Das wird jetzt bald aufkommen, denn Agnes kann den Verdacht nicht auf sich sitzen lassen. Sag, Albert, von wo ist denn das Geklatsche ausgegangen?"

„Draußen beim Kandeswirt soll die Sach zuerst geredet worden sein. Ein Viehhändler von Planeigen hätt's im Stadtl erzählt."

„Was wird Agnes machen, wenn sie von dem Geklatsche hört? Mein Gott, mir erbarmt das arme Mädchen."

„Wir müssen für sie eintreten, Mutter, denn allein erwehrt sie sich nicht. Als Schaffersleute haben wir die Pflicht, unsere Untergebenen zu schützen."

„Ich lasse die Agnes nicht stecken, mag's sein, wie's will. Allen Leuten will ich's ins Gesicht hinein sagen, daß keine Silbe wahr ist von dem, was geredet wird; und wenn's notwendig ist, geh ich zu Gericht und leg Zeugschaft ab."

Fortsetzung folgt

* * *

Wirf dein Talent nicht so hinaus,
Beleidigung damit zu rächen;
Die Biene, die versucht zu stechen,
Bringt keinen Honig mehr nach Haus.

E. Geibel

FATIMA STUDENT BURSE

Ein gnadenreiches, gottgesegnetes Weihnachtsfest allen frohen Gebern unseres Fatima Priesterhilfswerkes. Gott wird seiner Freunde nicht vergessen. Ihm, der in kalter Dezembernacht im Stalle geboren, wollen wir durch unsere demütigen Gaben Priester erziehen, auf daß sie hinaustragen in alle Welt die Botschaft der heiligen Menschwerdung unseres Herrn. Wieviel Barmherzigkeit ist uns doch in Bethlehem geschenkt worden. Wieviel Barmherzigkeit und Liebe! Wohl dem, der dem Herrn dafür mit Barmherzigkeit und Liebe zurückzuzahlen versteht. Almosengeben ist immer noch eines der christlichsten Tugenden. Eine Tugend, die wir immer noch üben.

Bisher eingenommen	$611.00
Ein Freund, Odessa, Sask.	6.00
Ludwig Hauk, Prelate, Sask.	2.00
Ein Freund, Humboldt, Sask.	2.00
Steph. Ehmann, Kelowna, B. C.	10.00
Mrs. Maria Binder, Langenburg, Sask.	2.00
Ein Freund, Macklin, Sask.	5.00
Franz Grad, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Siegfried Doll, Friedenstal, Alta.	20.00
Ein Freund, Gravelbourg, Sask.	1.00
Val. Baron, Richmound, Sask.	10.00
Mrs. John Eisler, Kendal, Sask.	1.00
Mrs. John Berting, St. Gregor, Sask.	2.00
	$674.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.